

Phöbe

Zum Jubiläum 2009

Diakonissen Speyer-Mannheim



1859 – 2009



Diakonissen Speyer-Mannheim

Hilgardstraße 26

67346 Speyer

Telefon 06232 22-0

Telefax 06232 22-1587

info@diakonissen.de

www.diakonissen.de

Impressum

Herausgeber:

Diakonissen Speyer-Mannheim

Hilgardstraße 26

67346 Speyer

Tel. 06232 22-0

info@diakonissen.de

www.diakonissen.de

Redaktion und Mitarbeit:

Dr. Katja Jewski

Dr. Werner Schwartz

Günter Becher

Ellen Bruder

Marion Gottlob

Werner Schineller

Rolf Schüler-Brandenburger

Marc H. Sellmann

Dr. Gabriele Stüber

Sr. Isabelle Wien

Karl Gerhard Wien

Gernot Ziegler

Layout:

Ralf Prötzel

ralfpr@t-online.de

Inhaltsverzeichnis	Seite
Vorwort des Vorstandes	4
<hr/> <u>Grußworte</u>	
Kurt Beck, Ministerpräsident des Landes Rheinland-Pfalz	5
Werner Schineller, Oberbürgermeister der Stadt Speyer	6
Christian Schad, Kirchenpräsident der Evangelischen Kirche der Pfalz	7
Dr. Christine-Ruth Müller, Geschäftsführerin des Kaiserswerther Verbandes	8
Klaus-Dieter K. Kottnik, Präsident des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche in Deutschland	9
<hr/> <u>Chronik</u>	
Diakonissen in Speyer: Ursprung und Entwicklung	10
<hr/> <u>Streifzüge durch die Geschichte</u>	
Mutterhausdiakonie	22
Heinrich Hilgard	27
Krankenhaus	32
Ausbildung Pflege und Hebammen	38
Ambulante Gemeindefrankenpflege	41
125 Jahre Diakonissen Mannheim	46
Kinder- und Jugendhilfe	51
Kindergärten	55
Altenpflege	58
Hilfe für Menschen mit Behinderung	61
Diakonissen gestern, heute – und morgen	64
Jubiläumsfest 2009	70
Einrichtungen der Diakonissen Speyer-Mannheim	71

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

vor 150 Jahren haben Diakonissen in und aus Speyer, vor 125 Jahren Diakonissen in und aus Mannheim mit ihrem Wirken begonnen. Weit zurück im 19. Jahrhundert liegen die Wurzeln der pflegerischen und sozialen Arbeit, die bis heute fortgeführt wird.

Nichts ist freilich mehr so, wie es damals war. Am Anfang sahen sich Menschen durch die Erfahrungen ihrer Zeit herausgefordert, die Krankenpflege und die Kinderbetreuung zu organisieren, und gründeten dazu ein Mutterhaus, 1859 in Speyer, 25 Jahre später in Mannheim. Dort wurden Diakonissen ausgebildet. Junge Frauen, die aus der Kraft ihres Glaubens heraus für andere da sein wollten, die ihre Lebenskraft einsetzten für Bedürftige. In zahlreichen Städten und Gemeinden in der Pfalz und in Nordbaden waren sie dann über die Jahrzehnte hin tätig, in der Gemeindepflege, in Kindergärten, Krankenhäusern und Heimen. In den 1930er Jahren waren 643 Schwestern in Speyer und 205 in Mannheim im Dienst. Eine Segensgeschichte für viele Menschen in diesen Landstrichen.

Viel hat sich seither verändert. Die Zahl der Schwestern ist kleiner, die meisten unter ihnen sind alt geworden. Die Arbeit tragen seit vielen Jahren angestellte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter weiter. In Krankenhäusern und Altenpflegezentren, im Hospiz, in Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen und solchen der Jugendhilfe, in Kindergärten und Schulen.

Inzwischen haben sich die Krankenhäuser durch Fusionen fortentwickelt, in der Hilfe für alte Menschen ist neben die Pflegeheime eine große Zahl betreuter Wohnungen getreten, in der Jugendhilfe und zunehmend auch in der Arbeit mit Menschen mit Behinderungen sind an die Stelle der Heime überschaubare Wohn- und Arbeitsgruppen getreten, die ein hohes Maß an Selbstbestimmung ermöglichen. Alle Arbeitsfelder haben sich inhaltlich fortentwickelt, wie Diakonissen



Dr. Werner Schwartz, S. Isabelle Wien und Friedhelm Reith (v.l.)

schon immer neue Entwicklungen im gesellschaftlichen Umfeld und in der Ausbildung begleitet und verwirklicht haben.

So zeigt der Blick auf die Geschichte der Diakonissen Speyer-Mannheim ein buntes, spannendes Bild an Entwicklungen und Veränderungen. Unverändert bleibt die Arbeit mit ihrer Zielsetzung bestehen. In unseren Einrichtungen bieten wir bedürftigen Menschen weiterhin nach besten Kräften Hilfe an. Und die Motivation bleibt, auch die sehr vieler heutiger Mitarbeitender, haupt- und ehrenamtlicher: aus der Kraft des Glaubens heraus soziale Arbeit tun. Aus Dankbarkeit sich anderen zuwenden, die Liebe Gottes weitergeben, mitarbeiten an Gottes Welt.

Wie die beiden Hausprüche es von Anfang an festhalten – Christus spricht: Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan (Matthäus 25,40, Hauspruch Speyer) und: Lasst uns lieben, denn er hat uns zuerst geliebt (1. Johannes 4,19, Hauspruch Mannheim). Aus Dankbarkeit für das, was Gott gibt, anderen in Liebe begegnen. Eine Zusage, die ihre Kraft hat. Und eine Aufgabe, die bleibt.

*Dr. Werner Schwartz, Vorsteher
S. Isabelle Wien, Oberin
Friedhelm Reith, Kaufm. Vorstand*

„Von der Liebe Christi motiviert die Nöte der Menschen lindern“

Grußwort von Kurt Beck, Ministerpräsident
des Landes Rheinland-Pfalz

Gerne nehme ich die Gelegenheit wahr, den Diakonissen in Speyer und Mannheim zu Ihren Jubiläen in diesem Jahr zu gratulieren und auch im Namen der Landesregierung von Rheinland-Pfalz meinen Dank und meine Anerkennung für die in diesen Jahrzehnten geleistete Arbeit auszusprechen.

Vor 150 Jahren führte die durch die Industrialisierung ausgelöste große Verelendung breiter Bevölkerungsschichten zur Gründung zahlreicher christlicher Initiativen und Gemeinschaften, die sich in vielfältiger Weise um eine Verbesserung der Lage der Menschen bemühten.

Voller Hochachtung stehen wir heute vor den Leistungen bedeutender Persönlichkeiten dieser Zeit wie Johann Hinrich Wichern, Theodor Fliedner oder Friedrich von Bodelschwingh, die sich aus ihrem Glauben heraus mit großem Engagement und organisatorischem Geschick daran gemacht haben, durch Gründung von Gemeinschaften und Einrichtungen, die bis heute Bestand haben, den Menschen ihrer Zeit in sozialen und gesundheitlichen Notlagen beizustehen. So hat sich die 1836 in Kaiserswerth von Friederike und Theodor Fliedner gegründete Diakonissengemeinschaft inzwischen in viele Länder der Erde verbreitet und ist seitdem ihrem Programm treu geblieben: „Von der Liebe Christi motiviert die Nöte der Menschen lindern und überwinden und deren Ursachen vorbeugen und am liebsten beseitigen.“

Auch die Diakonissen in Speyer und Mannheim sind seit 150 Jahren diesem Anliegen verpflichtet. Sie haben in dieser Zeit nicht nur im sozialen Bereich Pionierarbeit geleistet, sondern mit der Schaffung qualifi-

zierter Ausbildungsmöglichkeiten für Frauen auch ein deutliches Zeichen gegen die damals in Kirche und Gesellschaft weit verbreitete Auffassung gesetzt, dass Frauen wegen ihrer Aufgaben in der Familie keine Berufsausbildung benötigen.

In Rheinland-Pfalz engagieren sich die Diakonissen in Speyer, Landau, Kirchheimbolanden, Bad Bergzabern, Ludwigshafen, Neustadt und an weiteren Orten in vorbildlicher Weise in der Ausbildung, in der Krankenpflege, in der Betreuung junger, alter und behinderter Menschen und in der Begleitung Sterbender. Sie helfen – wie ihre Vorgängerinnen seit 150 Jahren – selbstlos ihren Mitmenschen, unabhängig von deren Herkunft oder Religion.

Trotz aller technischen und gesellschaftlichen Entwicklungen sind viele Menschen auch heute – wie zu den Zeiten der Gründerväter und Gründermütter der Diakonie – auf tätige Solidarität und Nächstenliebe ihrer Mitmenschen angewiesen.

Angesichts des demographischen Wandels unserer Gesellschaft, der Instabilität von Beziehungen und Familien und der verbreiteten Arbeitslosigkeit stehen unsere sozialen Systeme und die dort engagierten Menschen vor immer neuen Herausforderungen. Es ist dabei beruhigend zu wissen, dass das Fundament der christlichen Gemeinschaften seit Jahrhunderten allen Belastungen standgehalten und in jedem Zeitalter immer wieder Menschen aus dem Glauben heraus für solidarisches Handeln inspiriert und motiviert hat. Dies gibt uns die Hoffnung, dass der Glaube uns auch bei zukünftigen Herausforderungen weiter tragen wird. ■



*Kurt Beck
Ministerpräsident des
Landes Rheinland-Pfalz*



*Werner Schineller
Oberbürgermeister
der Stadt Speyer*

„Ihr Lebenswerk ist eine Oase der Hilfe“

Grußwort von Werner Schineller, Oberbürgermeister der Stadt Speyer

Zum 150-jährigen Jubiläum übermittle ich den Diakonissen Speyer-Mannheim herzliche Glück- und Segenswünsche von Rat und Verwaltung und gratuliere natürlich auch in meinem Namen.

Aus heutiger Sicht ist es unvorstellbar, dass den ersten Diakonissen, die am 9. Juli 1859 das ehemalige reformierte Schulhaus neben der Heiliggeistkirche bezogen hatten, von der bayerischen Regierung zunächst die Aufenthaltsgenehmigung entzogen wurde. Dank der langen Bemühungen von Dekan Ludwig Ney konnte das Speyerer Mutterhaus zur Unterstützung der evangelischen Krankenpflege doch noch gegründet und im November 1859 offiziell eingeweiht werden. Dieses wie das Folgequartier am St. Georgenturm sollte für die wachsende Schwesternschaft bald zu klein sein. Dank der Stiftung des Wieners Anton Peterle und der großzügigen Spenden von Heinrich Hilgard, der sich als Unternehmerpersönlichkeit an seine Heimatstadt Speyer erinnerte, konnte ein Neubau, das heutige Mutterhaus in der Hilgardstraße, errichtet und im Januar 1885 eingeweiht werden.

Entsprechend dem Segenswunsch von Pfarrer Carl Anton Scherer beim Richtfest 1884: „All Zeit und Stund auf Glaubensgrund mit Herz, Hand und Mund“, haben in den zurückliegenden 150 Jahren Generationen von Schwestern des Speyerer Diakonissenhauses in Stadt und Land segensreich gewirkt. Ausgehend von der Botschaft des christlichen Glaubens haben sie sich sozial- karitativen Aufgaben verschrieben. Ihr Lebenswerk ist eine Oase der Hilfe in Speyer und andernorts.

Aus der ersten Krankenstube in der Johannesstraße ist ein Krankenhaus mit etwa 1300 Mitarbeitern und seit der Fusion mit dem städtischen Stiftungs-Krankenhaus mit jährlich allein stationär rund 16.500 Patienten geworden. Die Diakonissenanstalt hat nicht nur für diesen Meilenstein in der Krankenhausgeschichte der Stadt Speyer gesorgt, sondern unterhält auch zahlreiche Betreuungseinrichtungen im Kinder- und Jugendbereich sowie in der Alten- und Behindertenpflege. Darüber hinaus hat sie ein Schulzentrum für fünf Ausbildungsberufe auf- und ausgebaut sowie ein Hospiz eingerichtet. Heute ist sie Arbeitgeber für rund 2500 Menschen. Kurz um, die Evangelische Diakonissenanstalt hat sich zu einem herausragenden Dienstleistungsunternehmen in der sozialdiakonischen Arbeit und im Gesundheitswesen von Stadt und Umland entwickelt. Für dieses vielfältige und nachhaltige Engagement sowie die fruchtbringende Zusammenarbeit zwischen Stadtverwaltung und Diakonissenanstalt gilt es an dieser Stelle einmal mehr Dank zu sagen.

Den Diakonissen Speyer-Mannheim wünsche ich, dass sie weiterhin mit Gottes Segen fruchtbare Arbeit zu leisten vermögen. Mögen dem Beispiel von Oberin Isabelle Wien weitere junge Menschen nachfolgen, die aus christlichem Ethos heraus denen begegnen, die auf Hilfe und Zuwendung angewiesen sind. Möge in den Einrichtungen der Diakonissenanstalt den Reformen im Sozial- und Gesundheitsbereich und den damit verbundenen ökonomischen Sachzwängen zum Trotz ein karitativer Geist wehen, das Profil diakonischer Arbeit zu erkennen sein, um der Würde unserer ganzen Gesellschaft willen! ■

„Wie sollte ich nicht dein Hüter sein?“

Grußwort von Christian Schad, Kirchenpräsident der Evangelischen Kirche der Pfalz

In diesem Jahr 2009, in dem die Diakonissen Speyer-Mannheim das 150-jährige Jubiläum des Mutterhauses in Speyer und das 125-jährige Jubiläum des Mutterhauses in Mannheim feiern, in diesem Jahr wäre die Dichterin Hilde Domin 100 Jahre alt geworden. In dem Gedicht, das ihr selbst das wichtigste war, formulierte sie:

*Abel steh auf
es muß neu gespielt werden
täglich muß es neu gespielt werden
täglich muß die Antwort noch vor uns sein
die Antwort muß ja sein können
wenn du nicht aufstehst Abel
wie soll die Antwort
diese einzig wichtige Antwort
sich je verändern (...)
steh auf
damit Kain sagt
damit er es sagen kann
Ich bin dein Hüter
Bruder
wie sollte ich nicht dein Hüter sein (...)
Abel steh auf
damit es anders anfängt
zwischen uns allen*

Das Gedicht ist ein trotziger Widerstand dagegen, die Verantwortung für Bruder oder Schwester abzulehnen. Es kommt darin ein Dennoch zum Ausdruck: Trotz aller Erfahrung von Blut und Gewalt, Leiden und Unterdrückung, Hunger, Elend und Not ruft es auf zu einem Neuanfang. Es ist ein Dennoch, das sich gründet auf Glaube, Hoffnung und Liebe. Die Geschichte von Kain und Abel, wie sie zu Beginn der Bibel erzählt wird, soll nicht das letzte Wort behalten. Kain soll täglich neu seine Chance bekommen. „Ja, ich bin der Hüter meines Bruders!“ soll die Antwort immer noch lauten können.

Wie Hilde Domin als die „Dichterin des Dennoch“ gelten kann, so die Gebäude der Diakonissen als „Häuser des Dennoch“. Inmitten der leiblichen und geistlichen Nöte, die die Menschen im 19. Jahrhundert bedrückten, haben sie vor 150 bzw. 125 Jahren begonnen, Zeichen zu setzen: für ein barmherziges Miteinander – dafür, dass

die Kinder Abels keine Angst mehr zu haben brauchen. Haupt- und ehrenamtlich Engagierte haben über die Jahrzehnte das Netz einer Kultur des Helfens geknüpft in Diakoniezentren und Schulen, in Kindergärten und Heimen für Jugendliche, in Alten- und Pflegeeinrichtungen, Krankenhäusern und im Hospiz – und für junge und alte, für behinderte, kranke und sterbende Menschen gesorgt. Das christliche Menschenbild hat in diesen Häusern konkrete Gestalt angenommen: Jede und jeder, unabhängig von Herkunft, Religion und Alter, durfte und darf hier die Einzigartigkeit und unantastbare Würde als Gottes Geschöpf und Gottes Ebenbild erfahren.

Dass die Praxis des Erbarmens aus dem Wurzelgrund christlicher Frömmigkeit heraus wächst, dieser Zusammenhang ist schon der äußeren Anlage der Häuser abzuspüren – und natürlich ihrer Prägung, den Bildern, Worten und Melodien, die darin erklingen. Der Zerrissenheit und Zerfaserung des Lebens werden hier feste Rhythmen, gemeinsame Zeiten und Räume entgegengestellt. Gerade auch darin sind sie „Häuser des Dennoch“, dass sie in der gelebten praxis pietatis ein Widerstandswissen bewahrt haben und daran erinnern, dass das Engagement zum leeren Betrieb, zum puren Aktionismus verkommt, wenn es nicht aus der geistlichen und geschwisterlichen Bindung mit Kraft gespeist wird. Die Unruhe des Alltags ist nur auszuhalten, wenn es Zeiten in der Zeit gibt, in denen geordnet wird, was vorrangig und was nebensächlich ist.

Die Häuser der Diakonissen Speyer-Mannheim wollen auch in Zukunft den Menschen, die in ihnen leben und wirken, die Gelegenheit geben, Hüterinnen und Hüter der Zeit zu sein – und eben dadurch Hüterinnen und Hüter ihrer Geschwister.

In diesem Sinn wünsche ich allen, die den Jubiläums-Häusern verbunden sind, von Herzen Gottes gutes Geleit. ■



Christian Schad
Kirchenpräsident



*Dr. Christine-Ruth Müller
Geschäftsführerin des
Kaiserswerther Verbandes*

„Unterwegs mit leichtem Gepäck – Eine Ermutigung zum Christ-Sein“

Grußwort von Dr. Christine-Ruth Müller, Geschäftsführerin des Kaiserswerther Verbandes deutscher Diakonissen-Mutterhäuser

150 Jahre Diakonissen in Speyer, 125 Jahre Diakonissen in Mannheim, das ist wahrlich ein Anlass zum Feiern!

Als Geschäftsführerin des Kaiserswerther Verbandes (KWV), eines Zusammenschlusses von über 70 Diakonissenmutterhäusern und Diakoniewerken Kaiserswerther Prägung in Deutschland, der mit der Kaiserswerther Generalkonferenz mit weiteren 23 Diakonissenmutterhäusern in Europa und Übersee auch eine internationale Plattform hat, freue ich mich mit Ihnen! Der KWV ist ein Verband, in dem sich die Häuser gegenseitig austauschen und informieren, stärken und stützen, wenn ein Haus der Hilfe der anderen besonders bedarf, die aber auch die festlichen Anlässe teilen und miteinander feiern! So wie mit dem ‚Sterntreffen‘ der Gemeinschaften des Kaiserswerther Verbandes in diesem Jahr in Speyer, wo von überall her die Geschwister des Verbandes sich auf den Weg gemacht haben, um mit Ihnen zusammen zu sein und mit Ihnen Ihr 150jähriges Jubiläum zu feiern.

„Binde deinen Karren an einen Stern!“ – Eine Ermutigung zur Diakonie, damit sich immer wieder mitten im Alltag ein wenig der Himmel öffnen kann. Diesen Rat Leonardo da Vincis haben Sie in Ihrem letzten Jahresbericht zitiert – und in der Tat, sehr viel haben Sie in Speyer-Mannheim dafür getan, diesen Rat umzusetzen, um den Ihnen anvertrauten Menschen mitten im Alltag ein wenig ‚den Himmel zu öffnen‘.

150 Jahre Diakonissen in Speyer, 125 Jahre Diakonissen in Mannheim und 750 Jahre Stiftungs-Krankenhaus: Dies sind wahrlich Anlässe, innezuhalten und dankbar zu sein, für all das, was an Segen all die Jahre von diesen Orten, von den Diakonissen, den Diakonischen Schwestern und Brüdern, den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ausstrahlte.

Sie haben sich für Ihr ‚Sterntreffen‘ 2009 das Motto gewählt: „Mit leichtem Gepäck unterwegs. Eine Ermutigung zum Christ-Sein.“ – Ein Motto, das im wahrsten Sinne des Wortes Mut machend und in die Zukunft gerichtet ist. Sich nicht entmutigen lassen angesichts der großen Geschichte und der Tradition all derer, die in den vergangenen 150 Jahren hier gelebt und gewirkt haben, sondern frisch und beweglich mit (nur) leichtem Gepäck ausgerüstet die Zukunft neu in den Blick nehmen, dies ist die Aufgabe, die jetzt vor Ihnen liegt.

Wir sind auf dem Weg in dem Wissen, dass da einer mit uns geht, dass wir unseren Weg nicht alleine gehen müssen. Und wir erfahren dabei, dass auch andere mit uns zusammen auf dem Wege sind, die uns manchmal vielleicht unser Päckchen etwas abnehmen, das wir zu tragen haben. Denn Glauben heißt, einen Weg gehen. Jesus ist seinen Weg gegangen. Er hat Menschen aufgefordert und sie eingeladen: Geht mit mir meinen Weg. Folgt mir nach! – Geht, alles weitere wird sich finden. Jeder Weg ist anders, keiner ist dem anderen gleich. Die Bibel ist voll von Weggeschichten. Gott ist ein Gott, der mitgeht, der auch neue Wege mit uns geht. Die Vielfalt der unterschiedlichen Wege sollen wir dabei nicht gering achten, sondern als Schatz an unterschiedlichen Glaubenswahrnehmungen pflegen und uns daran erfreuen, so wie die Häuser des Kaiserswerther Verbandes in großer Vielfalt miteinander verbunden und miteinander auf dem Weg sind. Dabei können und sollen wir auf unserem Weg immer wieder auch eine Rast einlegen, um eine Stärkung zu erfahren, um eine ‚Sternstunde‘ zu feiern, wie in diesem Jahr in Speyer. So können wir gestärkt werden, um ermutigt weitergehen zu können!

Lassen Sie uns gemeinsam entdecken, uns gegenseitig überraschen, was für Ermutigungen, was für Stärkungen uns auf diesem gemeinsamen Weg noch erwarten! ■

„Modern und dennoch der Tradition verbunden“

Grußwort von Klaus-Dieter Kottnik, Präsident des Diakonischen Werks der Evangelischen Kirche in Deutschland

Zwei seit einigen Jahren vereinigte Mutterhäuser feiern gemeinsam ihre Jubiläen: Das Diakonissenmutterhaus in Speyer sein 150., das Mutterhaus in Mannheim sein 125. Zwei historische Einrichtungen sind verbunden zu einem Werk und entwickeln sich gemeinsam über die Landesgrenzen von drei Bundesländern hinweg.

Die hohe medizinische und pflegerische Qualität der vielfältigen Arbeit der Menschen, die in den Häusern und Diensten dieses Werkes wirken, ist über die näheren Einzugsbereiche weit hinaus bekannt. Die organisatorische Verflechtung der Häuser hat Schule gemacht und wurde zum Vorbild für andere diakonische Einrichtungen, die sich mit dem Gedanken des Zusammenschlusses trugen.

Die Arbeit der Mutterhäuser ist geprägt von der Art der Wirkungsweise der Diakonissen. Bis heute bestimmen Diakonissen die Vorstellung vieler Menschen von dem, was Diakonie ist. Auch wenn der Kreis der klassischen Diakonissen mit Tracht, Haube und besonderer Lebensgemeinschaft unter den aktiven Frauen sehr klein geworden ist, ist der Geist der Diakonissen lebendig und wirkt in die Kultur der Einrichtungen hinein.

Die Diakonissen Speyer-Mannheim haben den Wandel geschafft, die vielfältigen Dienste modern zu gestalten und dennoch der Tradition verbunden zu bleiben. Die kranken, behinderten und auf Unterstützung angewiesenen Menschen, die Kinder und ihre Eltern wissen sich in ihrer Persönlichkeit ernst genommen und können erwarten, dass neben der sehr guten fachlichen Qualität die Seelsorge und die persönliche Zuwendung ihnen gelten. In diesem Geiste findet die Ausbildung für jährlich 200 junge Menschen in der Kranken- und Altenpflege statt, Erzieherinnen und Erzieher bekommen neben

pädagogischem Handwerkszeug auch eine biblisch-theologische Fundierung ihres Umgangs mit Kindern vermittelt.

Diesen Geist, der aus dem biblischen Verständnis von Nächstenliebe herrührt und der den Schwestern und den Leitungen früheren Zeiten Beweggrund für ihr Engagement war, zu pflegen und auch in unseren Zeiten im Konzert der vielfältigen religiösen und weltanschaulichen Orientierungen ins Zentrum zu rücken ist und bleibt die Aufgabe der Mutterhäuser auch in Zukunft.

Es waren die Mutterhäuser, die bei medizinischem Fortschritt und der Setzung pflegerischer Standards vorangeschritten sind. Sie werden ihren Anspruch auch unter den ökonomischen Bedingungen der Gegenwart aufrechterhalten. Innovative Ideen, wie die enge Vernetzung zwischen palliativer Versorgung und der Arbeit eines Hospizes haben in Speyer schon Tradition.

Das Diakonische Werk der EKD gratuliert den vereinigten Mutterhäusern in Speyer und Mannheim zu ihrem Doppeljubiläum sehr herzlich und nimmt Anteil an den Entwicklungen, die sich in diesem Werk der Diakonie zeigen. Möge Gott sein freundliches Angesicht allen leuchten lassen, den Mitarbeitenden, den Menschen, die dem Werk verbunden sind und denen, die Dienste der Diakonissen Speyer-Mannheim erhalten. Dann bleibt neben der Diensterfüllung auch der Anspruch, für die Menschen öffentlich einzutreten, stets präsent.

Das Diakonische Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland als Spitzenverband der gesamten Diakonie ist dankbar für die gelebte lebendige Tradition evangelischen Geistes in diesem Werk der Diakonie im Süden unseres Landes. ■



*Klaus-Dieter K. Kottnik
Präsident des Diakonischen
Werkes der EKD*

Chronik

Diakonissen in Speyer: Ursprung und Entwicklung

1855

Ein Ausschuss zur Gründung eines pfälzischen Diakonissenhauses wird in Frankenstein berufen

Epidemien durch Typhus, Cholera oder Pocken machen in den 1850er Jahren in Speyer und Umgebung den Mangel an evangelischen Kranken-

pflegerinnen ersichtlich. Ein Mutterhaus soll gegründet werden, um evangelisches Pflegepersonal auszubilden und Kranke zu pflegen.

1859

Die Evangelische Diakonissenanstalt Speyer wird gegründet

Die ersten beiden Schwestern kommen nach ihrer Ausbildung in Straßburg nach Speyer.

Am 30. November 1859 werden das Mutterhaus in dem früheren reformierten Schulhaus neben der Heilig-Geist-Kirche eingeweiht und die ersten beiden Schwestern Eva Dieffenbacher und Anna Deutsch eingesegnet. Sie werden bald bei der Pflege von kranken Frauen und Kindern verstärkt durch eine Probeschwester und die erste Oberschwester Marie Leumann aus Kaiserswerth.



1860

Erste Gemeindestation wird in Zweibrücken eröffnet

Zwei von elf Schwestern werden entsandt, um kranke und alte Menschen in den Gemeinden zu pflegen. In den darauffolgenden Jahren werden Gemeindestationen in fast allen größeren

Gemeinden der Pfalz betrieben. 1998 verlässt die letzte Gemeindegeschwester die Sozialstation in Frankenthal [vgl. S. 41 ff.].

1861

Zweites Mutterhaus neben dem St. Georgenturm

Als die Schwesternschaft wächst und die Nachfrage nach ihrer Hilfe steigt wird das erste Mutterhaus schnell zu klein. Die Gutsbesitzerswitwe Anna Maria Müller übereignet der Diakonissenanstalt ein Haus mit 27 Zimmern am Turm der ehemaligen

Kirche St. Georg. Die Station für kranke Frauen wird ins mittlere Stockwerk gelegt, im Erdgeschoss befinden sich Kindersaal und Säuglinge nahe der Schwesternwohnung.

1869

Beginn der Kleinkindergartenarbeit

Die städtische Kleinkinderbewahranstalt im Bauhof in Speyer wird übernommen. Fortan wird die Kindergartenarbeit in vielen Gemeinden der Pfalz betrieben [vgl. S. 55 ff.].

1880



Die Hauszeitschrift „Phöbe“ erscheint erstmals

Als Informationsblatt über die Diakonissenanstalt liegt die „Phöbe“ monatlich dem Kirchenboten bei und lädt zu Spenden für das Diakonissenhaus ein. Der Name geht zurück auf Phöbe, die im Dienst der frühen christlichen Gemeinde von Kenchreä nahe Korinth stand. Sie wird in dem Brief des Apostels Paulus an die Römer beschrieben als eine Frau, die diakonisch tätig war und vielen, auch dem Apostel Paulus selbst, beistand (Römer 16,1f.).

1885



Das jetzige Mutterhaus in der Hilgardstraße 26 wird eingeweiht

Nach einer erheblichen Ausweitung der Arbeitsfelder, verbunden mit einer wachsenden Schwesternzahl, reicht der Platz im bisherigen Diakonissenhaus nicht mehr aus. Durch großzügige Spenden von Heinrich Hilgard wird der Bau des Mutterhauses in der heutigen Hilgardstraße möglich.

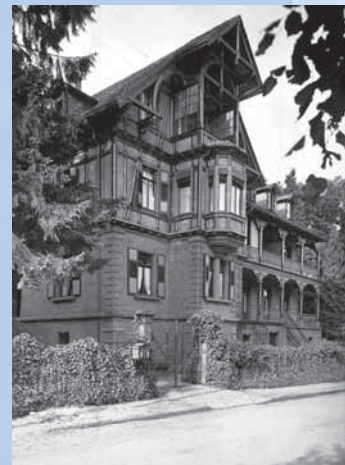
1885

1889

Das Schwesternerholungsheim Luisenruhe in Bergzabern wird in Betrieb genommen

Die Krankenpflege stellt hohe Anforderungen an die Schwestern in der persönlichen und seelsorgerischen Betreuung der Patienten. Daher brauchen die Diakonissen auch „Urlaub“: Durch Schenkung des Kreiskassiers Dahl erhält die Diakonissenanstalt ein Anwesen in Bergzabern als Ort, „wo die erholungsbedürftigen Schwestern einen gesunden Aufenthalt nehmen können“, so der Spender. Der Name „Luisenruhe“ geht darauf zurück, dass Dahls drei Ehefrauen Luise hießen und Luise Wolf aus Wachenheim große Geldmengen für Bau und Einrichtung stiftet.

Während des Ersten Weltkrieges dient die Luisenruhe als Lazarett, 1918 wird sie durch den Ankauf des Sanatoriums Lindemann in Bergzabern erweitert. Während die Luisenruhe in erster Linie Erholungsheim für die Schwestern bleibt, wird das Sanatorium unter dem Namen Friedrichsruhe als christliches Erholungsheim genutzt.



1891

Das Wilhelminenstift wird erbaut

Sämtliche im Mutterhaus untergebrachten Arbeitszweige leiden unter Platzmangel. Mit Unterstützung Heinrich Hilgards, der 60.000 Mark für den Neubau neben dem Mutterhaus stiftet, entsteht das neue Frauenkrankenhaus, das gemäß dem Willen Hilgards nach der Frau des Vorstehers Carl Anton Scherer „Wilhelminenstift“ genannt wird.

Als Krankenhaus im eigentlichen Sinn wird das Wilhelminenstift nur kurz genutzt, es dient dann der Versorgung alter, pflegebedürftiger Frauen. Heute ist das Wilhelminenstift mit dem Mutterhaus verbunden und beherbergt das Hospiz.

1899

Das Kinderkrankenhaus wird errichtet

Von Beginn an sorgen sich Diakonissen um Kinder. Mit erneuter Hilfe Heinrich Hilgards wird ein Gebäude errichtet, das 120 Kindern Platz bietet. Heute befinden sich in dem Gebäude, das zwischenzeitlich als Kinderheim diente, ambulante Gruppen der Kinder- und Jugendhilfe.



1907

Das Diakonissenkrankenhaus geht in Betrieb

1903 steht fest: Fast alle Arbeitsgebiete der Diakonissen haben mittlerweile ein eigenes Haus, nur die Krankenhausarbeit nicht. Aufgrund des Raum Mangels, der steigenden Patientenzahlen und der Anforderungen an medizinische Versorgung und

Hygiene wird der Neubau eines Krankenhauses nötig und 1907 fertiggestellt. Schon bald genügt auch dort der Platz nicht. 1912 wird ein gesondertes Isolierhaus eingeweiht.

[Zur Krankenhaus-Geschichte vgl. S. 32 ff.]

1909

Die Haushaltungsschule Schererstift wird eröffnet

Nach dem Tod des Hausgeistlichen Carl Anton Scherer und dessen Frau kauft die Diakonissenanstalt das Wohnhaus Scherers und eröffnet dort eine Haushaltungsschule. Junge Mädchen werden dort auf die Führung eines Haushaltes vorbereitet. Diese Ausbildung wird in der Waldmühle in Bergzabern bis in die 1970er Jahre fortgeführt.



1918

Der Kindergarten in der Karmeliterstraße wird Ausbildungsstätte

Der Fröbelkindergarten in der Karmeliterstraße wird übernommen. 1919 wird dort das Kleinkinderlehrerinnenseminar eröffnet, um die Ausbildung von Erzieherinnen auszubauen. Heute werden in der Fachschule für Sozialwesen Erzieherinnen und Erzieher sowie Sozialassistentinnen und Sozialassistenten ausgebildet.

Erwerb der Waldmühle und Friedrichsruhe in Bergzabern

Zusätzlich zur Luisenruhe werden 1918 in Bergzabern werden das Sägewerk und Kurhaus Holler erworben. Beides wird abgerissen und durch den Bau der Waldmühle als Haushaltungsschule und Internat ersetzt, wo ab 1929 60 Mädchen Platz finden.

1919

Die Arbeit mit behinderten Menschen beginnt im Schloss in Lachen

Neben dem Mädchenasyl Speyerdorf und dem Evangelischen Frauenheim Zweibrücken geht das Fürsorgeheim in Lachen aus dem Besitz des Landesvereins für Innere Mission in den der Evangelischen Diakonissenanstalt Speyer über.

Während das Frauenheim schon bald wieder an die Innere Mission zurückgeht und den Grundstein für das spätere Zweibrücker Krankenhaus bildet,

stellt das Haus in Lachen – „Blödenheim“ hieß es amtlich, „Bethesda“, Haus der Gnade, nannte es die Diakonissenanstalt – den Beginn der Arbeit der Speyerer Diakonissenanstalt mit Menschen mit Behinderung dar. Schon kurz nach der Aufnahme der Arbeit in Lachen brennt das Gebäude jedoch nieder. In den Folgejahren werden die Bewohner in Behelfsunterkünften versorgt [vgl. S. 61 ff.].

1919

1925

Gutshof wird errichtet

Für die landwirtschaftliche Versorgung der Anstalt wurde der Gutshof errichtet, der das Ökonomiegebäude mit einem Ziegenstall und einer Kuh an der Diakonissenstraße ablöste. Eine komplette fränkische Hofanlage mit Milch- und Futterküche, Silo und Scheunen, Garage und Werkstatt, ein Muster- und Lehrbetrieb entstand. Unter der Leitung einer Diakonisse bewirtschaftete der Hof 184 Morgen eigenes und gepachtetes Land, versorgte 18 Milchkühe und fast 2.000 Hühner, mästete 80 Schweine und baute Getreide, Kartoffeln und Obst an.



1928

Das Säuglingsheim mit Pflegeschule wird in Dienst genommen

Das Gebäude mit insgesamt fünf ausgebauten Stockwerken und 200 Räumen bietet Platz für 100 pflegebedürftige Säuglinge und 60 Erwachsene. Später ist hier zunächst das Kinderkrankenhaus, anschließend die Kinderkrankenpflegeschule untergebracht.

Heute befindet sich in dem Gebäude das Bildungszentrum mit den Pflegerischen Schulen und der Fachschule für Sozialwesen.



1932

Das Mutterhaus wird durch einen Anbau erweitert

Der Neubau aus dem Jahr 1885 ist mit seinen 72 Räumen für damals 71 Diakonissen eingeweiht worden. Bis zu Beginn der 1930er Jahre hat sich die Zahl der Schwestern auf über 600 entwickelt. Zugleich haben sich die Tätigkeitsfelder ausgeweitet, so dass im Mutterhaus Zimmer für Feier-

abend- und Ferienschwestern, Unterrichts-, Arbeits- und Veranstaltungsräume und eine ausreichende Küche fehlen. 1932 wird der Erweiterungsbau eingeweiht, der das Mutterhaus mit dem Wilhelminenstift verbindet und in dem sich u. a. der große Festsaal befindet.

Die Pflegeanstalt Bethesda zieht von Lachen in das Garnisonslazarett nach Landau

Für fünf Jahre wird das Garnisonslazarett in Landau angepachtet. 90 Bewohner siedeln im Sommer 1932 dorthin um, im Sommer 1936 sind es schon 315 Pfleglinge.

1937

Die Pflegeanstalt Bethesda wird in Landau neu gebaut

Nachdem das Dritte Reich das Garnisonslazarett in Landau für sich beanspruchte, wird ein Neubau beim Fort in Landau errichtet. Das Haus verfügt über 200 Pflegeplätze mit Verwaltungs- und Ökonomiegebäuden.

Das Jahr 1937 war das Jahr der höchsten Zahl an Diakonissen: 643 Diakonissen und 89 Hilfs- und Verbandsschwestern waren im Werk. Seither geht ihre Zahl zurück. Heute leben mit den Schwestern aus Mannheim 45 Diakonissen im Mutterhaus.



1939

Verbandsschwesternschaft entsteht

1939 machte der Kaiserswerther Verband aus Hilfsschwestern Verbandsschwestern, um zu verhindern, dass die Schwestern, die nicht Diakonissen waren, in die Schwesternschaft der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt NSV

eingegliedert wurden. Seitdem gab es die Kaiserswerther Verbandsschwesternschaft. 1987 wurde aus ihr die Diakonische Schwesternschaft. Seit 1994 gibt es in Speyer auch Diakonische Brüder.

1939–1945

Die Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs: Diakonissen im Feldlazarett, Evakuierungen und Bombenschäden

Schon in den Kriegen von 1866 und 1870/71 waren Diakonissen als „Feldpflegerinnen“ sowie in Feldlazaretten im Einsatz. Wie bereits im Ersten Weltkrieg wird das Diakonissenkrankenhaus in Speyer auch im Zweiten Weltkrieg zum Reservelazarett. Schon im September 1939 erreichen Verwundete das Krankenhaus und das Kinderheim. Feierabendschwestern ziehen bereits im August 1939 ins Diakonissenhaus Schwäbisch Hall um.

Im Laufe des Krieges müssen die 270 Bewohner von Bethesda in Landau im September 1939 evakuiert werden und kommen u. a. nach Hamburg und Schleswig-Holstein.

Gemeindeschwestern im Westen werden mit ihren Gemeinden evakuiert und über Deutschland verteilt untergebracht.

Am 30. Januar 1945 treffen acht Bomben das Gelände der Diakonissenanstalt, das Säuglingsheim wird beschädigt, aber niemand verletzt. Bei einem Fliegerangriff auf Landau sterben in Bethesda 55 Frauen, darunter zwei Diakonissen.

1951



Kirchheimbolanden
Wolffstift

Stiftung „Wolffstift“ in Kirchheimbolanden wird übernommen

Die Diakonissenanstalt übernimmt das Gebäude mit Park von der Theodor und Familie Wolff-Stiftung und betreibt dort zunächst ein Feierabendhaus für Schwestern. Heute ist es zu einem Altenpflegezentrum ausgebaut.

1951

1957

Das Schülerinnenwohnheim in Speyer wird in Betrieb genommen

Bei der Einweihung umfasst das Gebäude in den beiden unteren Stockwerken Doppelzimmer für die Krankenpflegeschülerinnen und im oberen Stockwerk Einzelzimmer für die Schwestern. Im Erdgeschoss sind Lehr- und Nutzräume untergebracht. Bis 2008 sind dort Krankenpflegeschülerinnen untergebracht.

2009 erfolgt nach umfangreichen Umbauten die Eröffnung als Ärztehaus II mit Praxen von niedergelassenen Fachärzten direkt neben dem bereits im Jahr 2001 im ehemaligen Krankenhausgebäude untergebrachten Ärztehaus I.

Bethesda Landau erhält ein neues Kinderpflegeheim

Das neu errichtete Kinderpflegeheim auf dem Gelände von Bethesda in Landau bietet 40 geistig behinderten Kindern und 40 Halben Kräften, die nach ihrem Maß in Hausarbeit und Landwirtschaft mithelfen, Raum und stellt Beschäftigungsräume bereit.

1959

Die Fachschule für Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen mit Wohnheim sowie der Kindergarten und Hort werden eingeweiht

Der lange geplante Neubau für das Kindergärtnerinnen- und Hortnerinnenseminar, später die Fachschule für Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen, heute die Fachschule für Sozialwesen wird realisiert: In der Karmeliterstraße entstehen vier Stockwerke mit Schul-, Wohn- und Übungsräumen. Heute befindet sich in dem Gebäude das Diakonische Werk der Pfalz. Für die praktische Ausbildung entsteht der Kindergarten und Hort am Bartholomäus-Weltz-Platz.



Die Mutterhauskapelle erfährt zur Hundertjahrfeier einen Umbau

Die Längsempore der Mutterhauskapelle wird durch eine Orgelempore im Osten ersetzt, Altar und Kanzel werden erneuert und ein Kreuz über dem Altar installiert. Zur 125-Jahr-Feier 1984 wurde die Kapelle nach Osten ausgerichtet, im bisherigen Altarraum wurde die Orgelempore eingebaut. Seither prägen die Bildfenster mit Szenen aus dem Alten Testament, der Jesusgeschichte und der Darstellung der sechs Werke der Barmherzigkeit den Raum.

1964

Die Pflegevorschule beginnt

Für 16-jährige Mädchen wird bis 1974 eine Ausbildung in der Haustöchterabteilung angeboten, die sich in einer einjährigen Pflegevorschule fortsetzt, nach der die Krankenpflege- und Kinderkrankenpflegeschule besucht werden kann. Neben theoretischem Unterricht arbeiten die Vorschülerinnen

im Lehrkindergarten und in den Stationen des Krankenhauses und Kinderkrankenhauses mit. Die Ausbildung ist kostenlos, die Schülerinnen erhalten ein Taschengeld und sind im Schülerinnenwohnheim untergebracht.

1967

Das Krankenhaus wird neu gebaut

Das Krankenhaus mit 328 Betten löst das inzwischen 60 Jahre alte erste Krankenhaus (heute Ärztehaus I) ab.



1969

Das alte Krankenhaus wird Feierabendhaus

Nach dem Neubau des Krankenhauses wird das alte Krankenhaus zur Feierabendstation umgebaut. Im Feierabend leben Diakonissen nach ihrem aktiven Berufsleben. Später wurden leer werdende Zimmer zum Aufbau eines Altenpflegeheims verwendet.

1972

Die Haushaltungsschule Waldmühle in Bad Bergzabern wird Feierabendhaus

Die Waldmühle, ursprünglich eine Wappenschmiede, dann ein Sägewerk, ein Gasthof und schließlich ein Kurhaus, dient zunächst zur hauswirtschaftlichen Umschulung junger Fabrikarbeiterinnen, dann ab 1919 als Haushaltungsschule. Nach dem Neubau 1929 ist sie eine der modernsten Internatsschulen und wird im Zweiten Weltkrieg für den Arbeitsdienst genutzt. Sie wird zur Zuflucht für ausgebombte Menschen, zum Feldlazarett, Besatzungsbüro und zur Tunesierkaserne. 1947 nimmt sie die Arbeit als staatlich aner-

kannte Berufsfachschule auf, die junge Mädchen im Haushalt unterrichtet.

Von 1966 bis 1971 wird hier die Pflegevorschule aufgenommen. 1972 ziehen die Feierabend-schwestern von der Luisenruhe in die renovierte Waldmühle um. Bis zur Einstellung der Arbeit in Bad Bergzabern 2003 dient die für Feierabend-schwestern gebaute neue Friedrichsruhe als Kurhotel, vorwiegend für ältere Menschen, die im Urlaub zusätzliche Betreuung durch Diakonissen suchen.



1973

Die Luisenruhe in Bad Bergzabern wird Tagungshaus

Die bisher als Erholungsheim für Schwestern genutzte Luisenruhe wird zum Tagungshaus für die Fortbildungsarbeit umgewidmet.

Die Fachschule für Altenpflege wird in Bethesda Landau eröffnet

Mit der Eröffnung der Fachschule für Altenpflege kann gut ausgebildeter Nachwuchs für die Altenpflegearbeit gewonnen werden.

1980

Das neu gestaltete Diakoniezentrum Bethesda Landau geht in Betrieb

Nach sechsjähriger Bauzeit wird das neue Bethesda eingeweiht. Wohnmöglichkeiten für alte und behinderte Menschen werden mit dem Ziel geschaffen, dass alt gewordene Eltern mit erwachsenen behinderten Kindern Unterkunft finden können.

Daneben bietet das Therapiezentrum Angebote der Physiotherapie, eine Ärztin ist im Haus. Bethesda ist ein kleines Dorf, nahe zur Innenstadt von Landau am Grüngürtel der Fortanlage gelegen. Heute verfügt Bethesda Landau über 170 Plätze für Menschen mit Behinderung, 175 Plätze für alte Menschen und 24 Betreute Wohnungen.

1983

Das Wolffstift in Kirchheimbolanden wird Altenwohnheim

Das bisher als Feierabend- und Erholungshaus für Diakonissen und Gäste dienende Wolffstift wird in ein Wohnhaus mit acht altersgerechten Wohnungen umgebaut. 1987 wird im Park eine neue

Pflegeeinrichtung mit 75 Pflegeplätzen errichtet. Im Jahr 1993 erhöht sich die Pflegeplatzzahl durch eine Erweiterungsbaumaßnahme auf 93. Eine Erweiterung mit 21 Einzelzimmern ist derzeit im Bau.

1984

Das Haus am Schlossberg in Homburg/Saar wird fertiggestellt

Nach zweijähriger Bauzeit wird in Homburg das Haus am Schlossberg bezogen. Es setzt die Altenhilfearbeit der Prot. Kirchengemeinde Homburg im Haus Abendfrieden fort. Insgesamt stehen 94 Altenpflegeplätze und 66 altersgerechte Wohnungen zur Verfügung.

Die Kombination von Altenpflegeeinrichtung und Betreuten Wohnungen soll die Möglichkeit schaffen, eine durch Veränderung der gesundheitlichen Situation gegebenenfalls notwendige Verlegung zu vermeiden. Nach einer Erweiterungsbaumaßnahme mit 40 Einzelzimmern im Jahr 2008 hat das Haus am Schlossberg 132 Pflegeplätze für alte Menschen.



1988

Neubau der Kinderklinik, bisheriges Kinderkrankenhaus wird Bildungszentrum

Das Krankenhaus wird durch den Anbau der Kinderklinik mit fünf Stockwerken erweitert. Im früheren Säuglingsheim sind die Pflegerischen Schulen, die Hebammenschule und die Fachschule für Sozialwesen untergebracht. Seit 2008 bilden sie zusammen mit dem Referat Fort- und Weiterbildung das Bildungszentrum.



1989

Die Kindertagesstätte Rulandstraße wird gegründet

Ein kleiner Betriebskindergarten für Mitarbeitende des Krankenhauses wird im Kinderheim eröffnet. Er wird dann zum Kindergarten, in dem heute 120 Kinder betreut werden, 70 von ihnen ganztags. 2007 wird der Kindergarten um eine Betriebskin-

dergartengruppe erweitert, die als erste Kindertagesstätte in Speyer von 6 bis 21 Uhr geöffnet hat, angepasst an die Schichtzeiten des Krankenhauses.

1993

Die Hebammenschule wird eröffnet

Nachdem die Geburtshilfe am Diakonissenkrankenhaus mit über 2000 Geburten im Jahr sich zur größten geburtshilflichen Klinik in Rheinland-Pfalz entwickelt hat, wird eine Hebammenschule eröffnet, damit junge Menschen Ausbildung erfahren können und eigenes Personal gewonnen werden

kann. Die Schule ist an die Klinik für Gynäkologie und Geburtshilfe am Diakonissen-Stiftungs-Krankenhaus angebunden. Auf 15 Ausbildungsplätze im Jahr kommen rund tausend Bewerberinnen und Bewerber.

1996

Das stationäre Hospiz im Wilhelminenstift wird eröffnet

Das Hospiz im Wilhelminenstift ist das erste stationäre Hospiz in Rheinland-Pfalz. Es hat das Ziel, schwer kranken Menschen ein würdiges Leben bis zuletzt zu ermöglichen und ihren Angehörigen eine vertrauensvolle Begleitung anzubieten.

Der Begriff „Hospiz“ leitet sich von dem lateinischen *hospitium*, Gastfreundschaft, Herberge ab. Die Menschen, die ins Hospiz im Wilhelminenstift kommen, werden als Gäste empfangen, nicht als Patientinnen und Patienten.

In der freundlichen und wohnlichen Atmosphäre des Hospizes leben die Gäste in einer großen Gemeinschaft, an der sie teilnehmen, von der sie sich aber auch zurückziehen können. Der sterbende Mensch in allen Aspekten seines Menschseins, auch in seinen familiären und sozialen Bezügen, steht im Mittelpunkt der Hospizarbeit.

Die Betreuung der Gäste erfolgt durch ein multidisziplinäres Team der Kranken- und Altenpflege, Seelsorge, Sozialarbeit und Psychologie. Ergänzt wird das Team durch die Mitarbeit von Hausärzten und Physiotherapeuten. Einen wichtigen Beitrag im Hospizalltag leisten auch die ehrenamtlich tätigen Hospizhelferinnen und -helfer.

Die Angehörigen werden auf Wunsch in die Pflege und die Gestaltung der Tagesstruktur mit einbezo-



gen. Die vertrauten Personen sind für das Wohlbefinden des Gastes sehr wichtig: Sie sollen daher die Möglichkeit haben, so viel Zeit wie möglich mit ihren Angehörigen zu verbringen. Deshalb steht im Gebäude auch ein Gästezimmer für Angehörige zur Verfügung.

Das Hospiz umfasst sieben Einzelzimmer, einen Raum der Stille zur Meditation und Andacht, eine Küche und ein Wohnzimmer, die von Gästen und ihren Angehörigen genutzt werden können.

1996

1998

Maudacher Werkstatt, Werkstatt für Menschen mit Behinderung, wird in Ludwigshafen eröffnet

Mitten in einem Wohngebiet und integriert in einer Wohnanlage der GAG Ludwigshafen am Rhein wird die Werkstatt für behinderte Menschen in Ludwigshafen-Maudach errichtet.

In der Maudacher Werkstatt arbeiten inzwischen mehr als 100 Menschen mit Behinderung in den Bereichen Druckerei, Büroservice, Gärtnerei, Gastronomie/ Küche, Industrielle Fertigung/ Montage und Verpackung sowie Wäschepflege. Zunächst hauptsächlich von Einrichtungen der Diakonissen Speyer-Mannheim beauftragt, kommen die Auftraggeber inzwischen aus verschiedenen Bereichen der Industrie und Gesellschaft. Die Küche der Maudacher Werkstatt versorgt Schulen und Kindergärten der Umgebung.



1998

2000

Das Altenpflegezentrum Haus am Germansberg in Speyer geht in Betrieb

Nach dem Erwerb eines Grundstücks aus dem Konversionsgelände der ehemaligen Normand-Kaserne im Jahr 1999 entsteht zunächst auf dem Gelände durch Um- und Neubauten eine neue Altenpflegeeinrichtung für 90 alte Menschen. Das ursprüngliche Kasernengebäude erinnert mit seinen Licht durchfluteten, geräumigen 78 Einzel- und sieben Doppelzimmern sowie Wintergärten, Cafeteria, Andachtsraum, Gartenanlage und vielem mehr nicht mehr an die frühere Nutzung. Das Altenpflegezentrum wird durch die Inbetriebnahme von 77 altergerechten Wohnungen in angrenzenden Gebäuden komplett und bietet Wohnen und Pflege unter dem Motto „Geborgenheit im Alter“.



2002

Das Altenheim der Bürgerhospitalstiftung Speyer wird übernommen

Die Diakonissenanstalt übernimmt von der Stadt Speyer die Geschäftsbesorgung für das Altenheim der Bürgerhospitalstiftung, das über 164 Pflegeplätze verfügt.

Im Jahr 2006 geht mit dem Umzug vom alten Altenheim der Bürgerhospitalstiftung Speyer in den Neubau des Seniorenstiftes Bürgerhospital mit seinen 111 Pflegeplätzen die Übernahme der Trägerschaft für die Altenpflegeeinrichtung einher.

2004

Das Diakonissenkrankenhaus fusioniert mit dem Stiftungskrankenhaus in der Spitalgasse zum Diakonissen-Stiftungs-Krankenhaus

Das damalige Krankenhaus der Evangelischen Diakonissenanstalt fusioniert mit dem auf eine mittelalterliche Gründung zurück gehenden städtischen Stiftungskrankenhaus. Es entsteht das Diakonissen-Stiftungs-Krankenhaus Speyer

mit seinen beiden Standorten Hilgardstraße und Spitalgasse, in denen 416 Betten und 22 tagesklinische Plätze vorgehalten werden [vgl. S. 32 ff.].

2004

Die Diakonissenanstalt Speyer beteiligt sich am Diakoniekrankenhaus Mannheim und verschmilzt mit dem Diakonissenmutterhaus Mannheim

Die Diakonissenanstalt Speyer beteiligt sich am Diakoniekrankenhaus Mannheim, damit das Haus eine stabile diakonische Zukunft erhält. Gemeinsam mit dem Diakonissenmutterhaus Mannheim ist sie mit 50,8% Mehrheitseignerin des Diakoniekrankenhauses mit 539 Akutbetten und 66 Betten Reha-Geriatrie. Zur Zusammenlegung der beiden Krankenhausstandorte, ehemaliges Diakonissenkrankenhaus und ehemaliges Heinrich-Lanz-Krankenhaus, werden am Diakoniekrankenhaus in der Speyerer Straße Neu- und Umbaumaßnahmen im Jahr 2008 abgeschlossen. Ein leistungsfähiges Krankenhaus für den Mannheimer Süden mit medizinischen Spezialitäten für die Region entsteht.

Im gleichen Jahr 2004 werden die beiden Mutterhäuser zur Evangelischen Diakonissenanstalt Speyer-Mannheim zusammengeführt, seit 2008 firmierend als Diakonissen Speyer-Mannheim. Damit geht die Beteiligung von 50% an der

Mannheimer Seniorenresidenz Niederfeld mit 82 Altenpflegeplätzen und 106 Betreuten Wohnungen ebenfalls über. Im Herbst 2007 ziehen die Mannheimer Diakonissen in das Speyerer Mutterhaus um. [Zur Geschichte des Mannheimer Mutterhauses vgl. S. 46 ff.]



Mutterhaus und Krankenhaus in den 1970er Jahren

2007

Die Diakonissen-Stiftung Speyer für Seelsorge und Betreuung wird gegründet

Eine Stiftung wird gegründet, die finanzielle Mittel für die Seelsorge, Betreuung und Begleitung in den Arbeitsfeldern der Diakonissen Speyer-Mannheim dauerhaft sicherstellt, um auch in Zukunft der Tradition der Diakonissen und dem diakonischen Auftrag des Unternehmens gerecht werden zu können. Die Stiftung erhält ihre Erstausrüstung aus Mitteln der Diakonissen Speyer-Mannheim. Inzwischen fließen weitere große und kleine Spenden und erste Vermächtnisse dem Stiftungsvermögen zu, dessen Erträge für die Unterstützung von Seelsorge und Betreuung aufgewendet werden.

2007

Mutterhausdiakonie



Das erste Mutterhaus neben der Heilig-Geist-Kirche

Die Mutterhausdiakonie begann als Antwort auf die soziale Not des 19. Jahrhunderts.

Die Französische Revolution, die napoleonische Zeit und die Befreiungskriege destabilisierten die überkommenen Verhältnisse. Die Steinschen Reformen mit der Aufhebung der Leibeigenschaft, des Zunftwesens und der Heiratsbeschränkungen führten zu einer Bevölkerungsexplosion. Die Industrialisierung mit der einsetzenden Wanderbewegung der Fabrikarbeiterschaft führte zur sozialen Entwurzelung. Weite Kreise der Bevölkerung verarmten.

Zugleich verlor die rationalistische Theologie der Aufklärung an Kraft. Die Staatskirche zeigte sich verkrustet. In Anlehnung an Romantik und Idealismus entstand eine neue Aufmerksamkeit für das Gefühl, auch in Sachen Religion. Die alte Tradition des Pietismus entfaltete neu ihre Kraft. Missionsgesellschaften entstanden, zunächst Werke der äußeren Mission in Übersee, dann auch Bewegungen der inneren Mission. Engagierte Christen schlossen sich zusammen, gründeten Vereine, die der sozialen Not und der zunehmenden religiösen Haltlosigkeit in der Bevölkerung wehren sollten.

In diesem Zusammenhang entstand die Diakonissenbewegung. Theodor Fliedner, Pfarrer in Kaiserswerth, gründete dort 1836 die erste Diakonissenanstalt. Junge Frauen fanden Aufnahme, schlossen sich der genossenschaftlichen Lebensform eines Mutterhauses an, ließen sich ausbilden, wurden vom Mutterhaus in Arbeitsfelder in Gemeinden und Einrichtungen geschickt und waren als Krankenschwestern und Kinderschullehrerinnen tätig.

Zur Motivation, ins Mutterhaus einzutreten, gehörte immer auch der Glaube. Mädchen,

junge Frauen baten um Aufnahme, die zum Glauben an Christus gefunden hatten und mit ihrem Leben diesem Herrn dienen wollten. Diakonisse heißt schließlich „Dienerin“. In den Feldern sozialer Arbeit wollten sie bedürftigen Menschen helfen, Kinder erziehen, Kranke versorgen, Alte pflegen, Familien unterstützen und Anleitung geben zu einem Leben in Frömmigkeit und Anstand.

Die Diakonissenschwestern gehörten zu den ersten Frauen, die eine Berufsausbildung erhielten. Sie traten – mit Einwilligung der Eltern – in das Mutterhaus ein, ordneten sich selbstverständlich den dort geltenden Regeln und der dort herrschenden Hierarchie von Oberschwester, Vorsteherin und Probemeisterin unter, wurden unterwiesen in Krankenpflege oder Kleinkinderpädagogik in Ausbildungsgängen, in denen über die Jahrzehnte hin die Standards späterer Berufsausbildung entwickelt wurden. Sie erhielten im Mutterhaus eine umfassende Bildung, wurden mit den Schätzen der Kultur vertraut und lernten Bibel, Gesangbuch und die Geschichte von Kirche und Diakonie kennen.

Als Krankenschwestern waren sie in den damals entstehenden Krankenhäusern beschäftigt, die die Siechenhäuser ablösten, in Heimen für pflegebedürftige alte und behinderte Menschen, den Pfründnerhäusern des 19. Jahrhunderts. Oder sie waren in der Gemeindekrankenpflege tätig, gingen zu zweit oder mehreren in die Krankenpflegestationen in den Städten und Dörfern und boten in einer Zeit, in der die ärztliche Versorgung für breite Bevölkerungsschichten nicht gewährleistet war, basismedizinische Betreuung.

Andere waren in den Kleinkinderbewahranstalten, den späteren Kinderschulen und Kindergärten tätig. Sie hatten die Pädagogik nach dem jeweiligen Stand der Entwicklung kennengelernt, Fröbel, Montessori, und setzten sie um.

Daneben boten sie den jungen Menschen, insbesondere den jungen Frauen vor Ort Ausbildung an, hielten Näh- und Handar-

beitsstunden ab, vermittelten hauswirtschaftliche Kenntnisse. Und sie hielten Kinderstunden, Kindergottesdienst, Mädchenkreise, unterstützten die Erziehung im Glauben. Denn ihre eigene Verwurzelung im Glauben wollten sie weitergeben. Sie wollten zeigen, aus welcher Motivation heraus sie leben und diesen Glauben anderen empfehlen als Grundlage für ihr eigenes Leben.

Vereine vor Ort oder Kirchengemeinden haben sich um die Zuweisung von Diakonissen aus dem Mutterhaus bemüht, haben Verträge mit dem Mutterhaus geschlossen, regelmäßige Stationsgelder vereinbart, die sie an das Mutterhaus zahlen mussten, und Wohnungen zur Verfügung gestellt. Oft wurden Schwesternhäuser, Diakonissenhäuser errichtet, die den Schwestern als Wohnung dienten. Aus den Stationsgeldern hat das Mutterhaus den Schwestern monatlich Haushaltsgeld gezahlt, die Kosten der Ausbildung junger Schwestern und die Versorgung alt gewordener Diakonissen sowie die Rüstzeiten finanziert, zu denen Schwestern zusammenkamen, um sich für ihren Dienst kontinuierlich zurüsten zu lassen, sich also fortbildeten und sich der Motivation ihrer Arbeit vergewisserten.

Den Diakonissen stand in den 1880er Jahren schon ein Erholungsurlaub von vier Wochen im Jahr zu, in einer Zeit, als Arbeitnehmer in Deutschland noch keinen Rechtsanspruch auf einen einzigen Urlaubstag besaßen. Die Mutterhäuser haben Erholungsheime an Orten gebaut, wo die Schwestern ihre Ferien verbringen konnten, in Bergzabern oder Herrenalb etwa, damit sie ihren anstrengenden und durch die hohe Infektionsgefahr belastenden Dienst auch verrichten konnten.

Diakonisse zu werden war andererseits schon eine Herausforderung. Aus dem Vaterhaus in das Mutterhaus und, damit die jungen Schwestern sich eingewöhnen, eine lange Zeit ohne Besuche zu Hause. Dafür aber eine lange Liste der Wäsche, die jede Jungschwester mitbringen musste. Die rigide Kleiderordnung, die Tracht zu tragen, früher auch in den Ferienzeiten. Die Versetzung von einer Station auf eine andere manchmal mit dem berühmten „blauen Brief“ (die billigeren Kuverts waren aus blauem Recyclingpapier) von einer Woche auf die andere. Der Tageslauf durchstruk-

turiert von fünf oder halb sechs am Morgen mit Ankleiden und Ordnen der Betten, persönlichem Morgensegen, Frühstück und Morgenandacht, mit Morgen- oder später Abendandachten in den Krankenzimmern, mit abgezielten Mittagessenszeiten von, alle Wegezeiten eingerechnet, einer halben Stunde, dann der persönlichen stillen halben Stunde, mit Erbauungs- und Unterrichtsstunden nach dem Abendessen der Patientinnen um halb sieben und der Schwestern um sieben Uhr, der freien Zeit gelegentlich, allerdings im gemeinsamen Wohnzimmer mit Handarbeiten und dem Vorlesen aus einem guten Buch, der Abendandacht um neun und der Nachtruhe danach und der ausdrücklichen Aufforderung: Der Geist der Ruhe, des Friedens und der Ordnung soll im Hause herrschen. Widerreden, unfreundliche Antworten und unnützes Geschwätz sollen nicht gehört werden. Ein sanfter und stiller Geist, der köstlich ist vor Gott, und ein stiller Wandel in der Gegenwart Gottes soll die Diakonisse zieren (Berufs- und Hausordnung für die Schwestern des Diakonissenhauses zu Mannheim).

Für die Schwestern, die draußen, außerhalb des Mutterhauses, in den Stationen in den Gemeinden, den Kindergärten oder in den externen Krankenhäusern – die Mutterhäuser in Speyer und Mannheim hatten mehr als ein Dutzend Krankenhäuser zwischen Saarbrücken und Wertheim am Main „besetzt“, die Haus- und Pflegedienstleitung dort also gestellt – tätig waren, hatte der Abstand vom Mutterhaus

„Ich habe gern als Diakonisse gearbeitet, weil Jesus Diakonie gelebt hat. Weil ich durch das Evangelium angesprochen wurde. Weil ich mit anderen zusammen im gleichen Dienst stehen wollte. Weil ich mit anderen Gottesdienste feiern wollte, Predigten hören konnte, Bibelarbeit treiben wollte, Lieder singen wollte mit Schwestern und Brüdern. An meiner Arbeit war mir wichtig, für Menschen da sein zu können, in Pflege und Ausbildung etwas von Jesus sagen zu können, den Dienst in seinem Namen zu tun.“

Diakonisse Elfriede Brassat



„Wichtig ist mir, in der Gemeinschaft teilhaben zu dürfen an der Glaubens- und Lebenserfahrung der Schwestern und Brüder sowie an deren Ausbildung, ihren Begabungen und Charismen.“

Diakonisse Lieselotte Koch

„Dankbar bin ich dafür, dass ich das von meinem Mutterhaus mir entgegengebrachte Vertrauen, mit Gottes Hilfe in verantwortlicher Arbeit die Aufgabe erfüllen konnte. Auch der Platz, wo man nicht so gern hin wollte, wurde die beste Station.“

Eine Diakonisse



Das Mutterhaus in der Hilgardstraße um 1892

den Diakonissen begegnen, auf sie hören, aus ihrem Erleben und ihren Erfahrungen lernen.

Aus ihrem christlichen Glauben haben die Diakonissen die Kraft gefunden, zu arbeiten für Kinder, für kranke und alte und behinderte Menschen. Sie wussten sich von Gott beschenkt und wollten ihre Gaben für andere einsetzen. Das war der tragende Grund ihrer Arbeit, ihres Lebens. Deshalb hielten sie die Andachten, die Besinnungszeiten, deshalb lasen sie täglich in der Bibel, konnten sie fast das ganze Gesangbuch auswendig. Weil ihr Glaube ihnen Kraft gab, Kraft, die sie für andere brauchten.

In der biblischen Überlieferung fanden sie die Geschichten, die ihnen halfen, ihr Leben zu bestehen. Im Glauben an Gott, der die Welt geschaffen hat und der will, dass sie am Ende gut wird. Im Glauben an Christus, der Gottes grenzenlose Liebe in dieser Welt gelebt hat und leiden und sterben musste, weil Menschen in der Regel nicht leicht akzeptieren wollen, dass Gottes Liebe allen gilt, ihnen und den anderen auch, die ganz anders sind. Im Glauben an den Geist Gottes, der Menschen befähigt und beflügelt, an Gottes Werk in dieser Welt mitzuarbeiten, aus der Kraft, die er gibt.

Das war für die Schwestern damals so, und das ist für die Diakonissen heute so, die nach ihrer aktiven Berufstätigkeit im Feierabend im Mutterhaus leben, Diakonissen aus den Mutterhäusern Speyer und Mannheim. Ihr Leben lang haben sie sich engagiert für Menschen, die Hilfe und Unterstützung brauchten.

Sie haben erlebt, dass die Tätigkeiten, für die sie ausgebildet wurden, mittlerweile in reguläre Arbeitsverhältnisse überführt wurden. Es war nicht einfach, diesen Wandel mitzuerleben, zu sehen, wie der eigene Lebensentwurf durch die fortschreitende Entwicklung vor Fragen gestellt ist, die man sich als junge Frau nicht stellen musste.

Die Diakonissen konnten und können aber den Wandel auch akzeptieren. Sie haben

auch seine Vorteile. „Speyer ist weit“ war ein geflügeltes Wort. Man konnte das Leben ein Stück selbständiger organisieren. Man war dem Mutterhaus aber verbunden. Man las die Texte der täglichen Bibellese, die alle Schwestern lasen und die in den Andachten ausgelegt wurden. Man kam zu den Rüstzeiten und Festen ins Mutterhaus. Man hatte seine Heimat dort, selbst wenn man die begrenzte Selbständigkeit genoss.

Die Arbeit der Diakonissen in Speyer und Mannheim hat über die Jahrzehnte hin viele Früchte getragen. Krankenhäuser, die von Diakonissen betrieben wurden, Gemeindecrankenpflegestationen, Kindergärten, Haushaltsschulen, Haustöchterausbildungen, Kinderheime, Kinderkurheime, Erholungsheime, Behinderteneinrichtungen, Privatpflegen und vieles mehr. Viele Menschen haben Hilfe und Begleitung erfahren. Eine Segensgeschichte, die kaum jemand ermessen kann. Aus ihrer Arbeit sind Werke hervorgegangen, die bis in die Gegenwart hinein weiter bestehen. Krankenhäuser, Altenpflegezentren, Einrichtungen für Menschen mit Behinderung, Kindergärten, Jugendhilfeeinrichtungen, Schulen, ein Hospiz.

Eine Arbeit von vielen Generationen geht weiter. Wir haben heute gerade noch die Chance, einer Reihe von Schwestern zu begegnen, die diese Arbeit betrieben und ausgebaut haben. Sie zu befragen, ihnen zuzuhören, uns berichten zu lassen. Von der Arbeit in der Gemeinde, im Krankenhaus, im Kinderheim, im Kindergarten. Von Kriegszeiten und der frühen Nachkriegszeit. In Mannheim vom Krankenhaus in F7, in der Realschule in Ladenburg, in der Lüttichkaserne und dann auf dem Lindenhof. Das ist unsere Chance. Wir können





So lebten Diakonissen früher

viele Menschen kennengelernt, die in den Einrichtungen, die aus ihrer Arbeit hervorgegangen sind, als „zivile Kräfte“, wie dies anfangs hieß, als Angestellte durchaus in ihrem Sinn arbeiten: mit einer spürbaren Motivation, die sich aus dem Glauben speist. Viele stehen in den Schuhen der Diakonissen und gehen den Weg weiter, den sie gegangen sind. Nicht mehr in Tracht, nicht mehr mit Haube, jedenfalls nicht mehr sichtbar. Aber durchaus im selben Geist. Sie verstehen ihre Lebensarbeit als einen Beitrag, an dieser Welt mitzuarbeiten, damit sie so wird, wie Gott sie haben will, dass Menschen gut in ihr Leben können. Und sie lassen sich nach wie vor die Kraft aus ihrem Glauben geben. Sie arbeiten an dieser Welt, sie setzen sich ein für Menschen, weil die Welt besser werden soll, menschlicher, in Gottes Sinn. Selbst wenn sie dafür bezahlt werden, dass sie ihre Arbeit tun.

So ist die Mutterhausdiakonie eine starke Tradition, in der unser Haus steht. Die Diakonissen haben einen Lebensentwurf verwirklicht, der sicher auch seine schwierigen Seiten, vielleicht auch seine Schattenseiten hat. Aber sie haben ein Beispiel gesetzt für alle, die ihre Arbeit fortsetzen. Aus Dankbarkeit für das, was mir geschenkt ist, das eigene Leben einsetzen, damit andere es leichter haben in ihrem Leben, damit kranke und alte Menschen

Hilfe erfahren, Kinder und Jugendliche ins Leben hineinfinden und Menschen mit Schwierigkeiten und Beeinträchtigungen Unterstützung erhalten. Oder dass ein Unternehmen wie die Diakonissen Speyer-Mannheim am Laufen gehalten wird, das sich diese Ziele gesetzt hat.

So ist die Mutterhausdiakonie eine Form diakonischer Arbeit, die aus dem 19. ins 21. Jahrhundert herüberreicht. Und ihre Kraft entfaltet am Beispiel der Schwestern, die um Gottes willen, für Gotteslohn, zu Gottes Ehre gearbeitet haben, wie andere heute trotz anderer Arbeitsverhältnisse, trotz Bezahlung immer noch sich über alles Bezahlte und Bezahlbare hinaus einsetzen für andere. Diakonisch tätig sind, dienend, aus Dankbarkeit, für andere, letztlich für Gott.

Die Haussprüche der beiden Mutterhäuser, die hier verschmolzen sind, halten diese Erinnerung wach.

Der Hausspruch des Speyerer Diakonissenhauses, Matthäus 25,40 –

Christus spricht: Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan

– und der Hausspruch des Mannheimer Diakonissenhauses, 1. Johannes 4,19 – *Lasst uns lieben, denn er (Gott) hat uns zuerst geliebt.* ■

Oberschwestern und Oberinnen

1859 – 1861

Marie Leumann

1862 – 1885

Amalie Brentjens

1885 – 1916

Helene Schäffer

1916 – 1963

Else Krieg

1963 – 1976

Hildegard Kalthoff

1976 – 1997

Ilse Wendel

1997 – 2004

Elfriede Brassat

Seit 2004

Isabelle Wien

Vorsteher und leitende Direktoren

1859 – 1871

Pfarrer Karl Philipp Hoffmann

1871 – 1872

Dekan Karl Theodor August Wilhelm Lyncker

1872 – 1876

Pfarrer Theodor Julius Ney

1876 – 1902

Pfarrer Karl Anton Scherer

1903 – 1923

Kirchenrat Prof. Friedrich Krieg

1923 – 1954

Pfarrer Otto Bauer

1955 – 1972

Dekan Friedrich Theysohn

1972 – 2001

Pfarrer Karl Gerhard Wien

Seit 2001

Pfarrer Dr. Werner Schwartz



Else Krieg
1884–1970

Else Krieg

– Else Krieg wurde am 15. März 1884 in Kaiserslautern geboren. Als ihr Vater Kirchenrat Prof. Friedrich Krieg 1903 die Nachfolge von Pfarrer Carl Anton Scherer in der Leitung der Evangelischen Diakonissenanstalt antrat, wurde die 19jährige seine Sekretärin. Damals war es noch nicht selbstverständlich, Abitur zu machen, doch Else Krieg hat, durch einen längeren Auslandsaufenthalt in England, eine fundierte Bildung genossen.

1909 hat sich Else Krieg entschlossen, der Gemeinschaft der Speyerer Diakonissen beizutreten. Im gleichen Jahr wurde die Haushaltungsschule Schererstift in Speyer gegründet, und die junge Schwester wurde ihre erste Leiterin.

Mitten in den Wirren des Ersten Weltkrieges 1916 wurde ihr das Amt der Oberin übertragen, das sie 47 Jahre lang ausübte und damit 60 Jahre der Geschichte des Hauses erlebte und mit Wissen und Herz erfüllte. Die Jahrzehnte ihres Dienstes waren bestimmt nicht nur von Entwicklungen in Kirche und Gesellschaft, ihr Dienst war herausgefordert durch nachhaltige Erschütterungen der Zeit. In den zwanziger Jahren standen Inflation, Wirtschaftskrise, Arbeitslosigkeit als stete Herausforderung mit in den Überlegungen für das Wohl und Gedeih des Hauses. Die dreißiger Jahre brachten die Herausforderung des Nationalsozialismus, der durch ideologische Übergriffe und organisatorische Konkurrenzunternehmen versuchte, die Arbeit der Kirche und der Diakonie gleichzuschalten. Schwester Else hat diesem Ansinnen dank ihrer starken Persönlichkeit und einem unverstellten, unaufdringlichen Glauben widerstanden. Es sei nur erinnert an das Entstehen der Verbandsschwesternschaft im Kaiserswerther Verband, der heutigen Diakonischen Schwesternschaft, an der sie als Mitglied der Leitung des Kaiserswerther Verbandes 1939 beteiligt war. Dadurch wurden viele evangelische Frauen, die im gleichen Geist mit den Diakonissen zusammen arbeiteten, dem staatlichen Zugriff entzogen.

Eine noch größere Herausforderung war das Verbot, Diakonissen in der Kindergartenarbeit zu akzeptieren. Etwa 80 Schwestern des Mutterhauses haben durch eine Umschulung zur Krankenpflegerin oder Gemeindeführerin diesem Berufsverbot widerstanden.

In den vierziger Jahren und danach waren wieder Krieg und Kriegsfolgen die blutenden Wunden, tief eingegraben in das Leben der meisten Menschen in dieser Zeit. Danach deuteten sich aber auch Veränderungen an im gesellschaftlichen Leben, die die Frage der Berufung zum Diakonissenamt sowohl in der Kirche wie auch in der Gesellschaft in starkem Maße berührte.

Alle diese Herausforderungen waren aber gleichzeitig Zeiten des äußeren und inneren Wachsens der Schwesternschaft. Getreu dem Ansatz der Kaiserswerther Mutterhausdiakonie legte Schwester Else großen Wert auf die berufliche Qualifizierung der Schwestern und die entsprechenden staatlichen Abschlüsse. Gleichzeitig war Schwester Else intensiv beteiligt an Aufgaben und Fragen der Kirche. Sie war am Beginn und an der Entwicklung der evangelischen Frauenarbeit in unserer Landeskirche beteiligt. Nach dem Krieg war sie Mitglied der Landessynode und zugleich Gastgeberin der Synode im Mutterhaus. Als Gastgeberin vieler kirchlicher Veranstaltungen hat sie das Mutterhaus zu einer wichtigen Begegnungsstätte werden lassen. Genannt sei nur der Deutsch-Französische Bruderrat, den ihr Vetter Kirchenpräsident Hans Stempel mit ins Leben gerufen hat und der in vielen Tagungen auch im Mutterhaus den Weg zur Versöhnung zwischen Deutschen und unseren französischen Nachbarn geebnet hat.

Über das eigene Haus hinaus war Schwester Else über Jahrzehnte als einzige Frau Mitglied im Vorstand des Kaiserswerther Verbandes. In der Kaiserswerther Generalkonferenz hat sie nach dem Krieg von dem Versagen auch der Kirche und der Diakonie gesprochen, Schuld erkannt und anerkannt und um Versöhnung und Vertrauen geworben. Ebenso war sie bei dem Entstehen des neuen Weltverbandes der schwesternschaftlichen Diakonie und der Gründung von DIAKONIA beteiligt.

Wer diese Fülle in Leben und Dienst von Schwester Else bedenkt, ahnt wohl, dass es ihr schwer geworden ist, loszulassen. Mit fast 80 Jahren hat sie ihr Amt abgegeben, vieles an Veränderungen hat sie nur schwer nachvollziehen können. Am 4. Juni 1970 durfte sie ohne Not heimgehen. Wir können nur staunend und dankbar wahrnehmen, was Gott möglich macht, wenn er einen Menschen zu solch einer Lebensleistung begabt.

Heinrich Hilgard – der bedeutendste Sponsor der Speyerer Diakonissen

Es war ein glücklicher Zufall, dass Heinrich Hilgard in den 1880er Jahren in Verbindung mit dem Diakonissenhaus in Speyer kam. Er lebte in Amerika und war zu großem Wohlstand gekommen. In Familienangelegenheiten hatte er Kontakt zu dem Rechtskonsulenten und späteren Bürgermeister Georg Süß in Speyer. Süß, Mitglied des Verwaltungsrates des Diakonissenhauses, sprach Hilgard auf Unterstützung an. Das erste und zweite Mutterhaus waren zu klein geworden. Draußen vor der Stadtmauer wollte man ein neues Haus bauen. Zum 25jährigen Bestehen 1884 sollte es fertig sein. Nur die Mittel dafür hatte man nicht. Der Kontakt zu Hilgard eröffnete eine Perspektive. Eine bleibende Verbindung entstand, zumal sich herausstellte, dass Hilgard und der damalige Vorsteher des Mutterhauses Carl Anton Scherer Schulfreunde aus Zweibrücker Gymnasialzeit waren.

Heinrich Hilgard war eine äußerst interessante Persönlichkeit, einer der großen Unternehmer und Finanziers in Amerika im ausgehenden 19. Jahrhundert, in der Reihe der Vanderbilt, Carnegie, Morgan. Geboren ist er 1835 in Speyer. Er stammte aus einer wohlhabenden bürgerlichen Familie, seine Vorfahren waren reformierte Geistliche, Bankiers, kurpfälzische und bayerische Beamte, Bürgermeister. Sein Vater war Friedensrichter in Neustadt, später Staatsanwalt in Zweibrücken und Rat am Oberappellationsgericht in München. Heinrich



Büste Heinrich Hilgards auf dem Gelände der Diakonissen Speyer-Mannheim

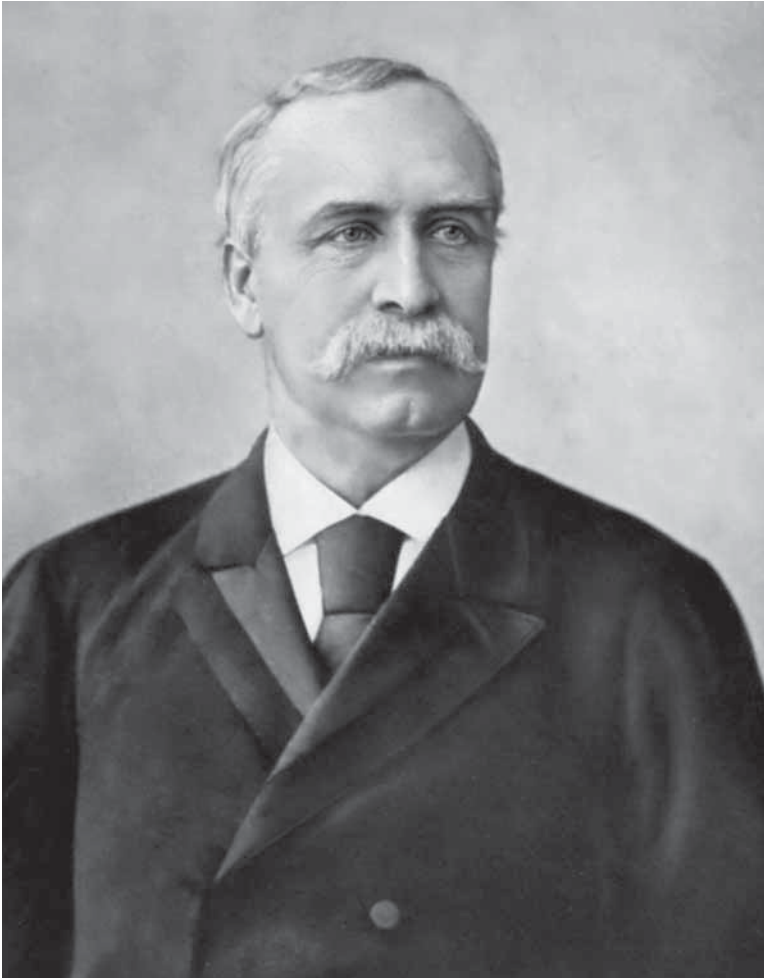
Hilgard wuchs in Zweibrücken auf, verbrachte die Ferien aber häufig bei den Großeltern in Speyer. 1844 machte er seine erste Fahrt mit dem Dampfschiff von Speyer nach Mannheim und von dort mit der Eisenbahn nach Heidelberg.

Die Familie war republikanisch und demokratisch gesinnt, der Vater freilich als bayerischer Beamter ein treuer Monarchist. Einige der Verwandten, darunter der Zweibrücker Richter Theodor Engelmann, waren nach Amerika ausgewandert, weil sie ihren Kindern ein Leben als freie Menschen ohne die Kriecherei von Untertanen ermöglichen wollten. Hilgard selbst war als Schüler in Zweibrücken von der Revolution 1848 beeindruckt. Er besuchte als 13jähriger die Nationalversammlung in der Paulskirche in Frankfurt. In der Schule weigerte er sich, zu Beginn des Religionsunterrichts das Gebet für den König und seine Familie zu sprechen, wurde nach der gescheiterten Revolution deshalb nicht versetzt und besuchte fortan das Collège in Phalsbourg in Lothringen und später das Gymnasium in Speyer.

Er wollte Literatur studieren, der Vater bestimmte ihn aber zum Studium am Polytechnikum in München. Hilgard widmete sich dennoch der Literatur, wurde Corpsstudent und verschuldete sich. Als sein Vater von seinem Lebenswandel erfuhr, schickte er ihn nach Würzburg, nun zum Jurastudium, unter der Drohung, ihn ins Militär zu stecken, wenn er nicht gewissenhaft studieren würde. Erneut wandte er sich den schönen Künsten zu und steigerte seine Schulden.

Aus Angst vor dem Vater borgte Hilgard sich Geld von Verwandten in Wachenheim, nahm die Bahn nach Hamburg, kaufte ein Ticket für die Überfahrt nach New York und kam dort im Oktober 1853 mit anderthalb preußischen Talern und ohne ein einziges Wort Englisch an. Von nun an nannte er sich Henry Villard. Er suchte Arbeit, wurde





Heinrich Hilgard, der sich in Amerika Henry Villard nannte

für Handlangertätigkeiten aber nicht für geeignet befunden.

So fand er den Weg zu einem Onkel in Illinois. Der Vater erklärte sich bereit, den Sohn in einer Berufsausbildung zu unterstützen. Ein Studium an einer Rechtsschule wie Harvard war zu teuer. Hilgard-Villard wurde Gehilfe bei Anwälten, erwarb juristische Kenntnisse und lernte Englisch. Er betätigte sich als Vertriebsagent für Bücher, gründete einen Emigrationsverein, der Kansas vom Norden her, ohne Einführung der Sklaverei, besiedeln wollte, übernahm eine Zeitung in Wisconsin und wurde darüber zum Journalisten. Er schrieb in deutsch und englisch Artikel für zahlreiche Zeitungen und war Lehrer bei Lebanon in Pennsylvania.

Er berichtete über die Wahlkampftournee des republikanischen Kandidaten Abraham Lincoln zum Senator für Illinois und seine streitbaren Debatten mit dem demokra-

tischen Kandidaten Stephen Douglas, der die Sklaverei in neuen Territorien zulassen wollte, und später über die Präsidentenwahl 1860. Hilgard war sicher, dass im Fall des Siegs der Republikaner eine gewaltsame Auseinandersetzung um die Frage der Sklaverei bevorstand. 1861 begleitete er Präsident Lincoln nach Washington. Als der Bürgerkrieg ausbrach, berichtete er als Journalist von den Schlachtfeldern bei Bull Run, bei Fredericksburg oder vom Flottenangriff auf Charleston zur Entsetzung von Fort Sumter und gründete dazu die erste Nachrichtenagentur Amerikas. Parallel dazu informierte er bei Besuchen in Washington Präsident Lincoln von den Schlachtfeldern. 1866 heiratete er die Tochter eines Bostoner Journalisten, der sich für die Abschaffung der Sklaverei eingesetzt hatte.

Wiederholt war Hilgard zu Besuchen in Deutschland, befasste sich als Sekretär der American Social Science Association mit der Finanzierung von Eisenbahnen und Banken, empfahl das deutsche Hypothekenbankwesen für Amerika, half Bekannten in Boston, Eisenbahnanleihen in Berlin und Frankfurt zu platzieren, und ließ sich als Ratgeber anwerben für deutsche Investoren im Eisenbahnbau der USA. Er bereiste 1874 den Westen und Nordwesten und wurde 1876 zum Präsidenten von Eisenbahn- und Schiffahrtsgesellschaften in Oregon und Kalifornien.

Er sammelte in England und Deutschland Geld für den Bau neuer und den Ausbau und die Verbindung bestehender Eisenbahnstrecken, legte in schwindelerregender Höhe neue Aktien auf, schloss Eisenbahn- und Schiffahrtsgesellschaften zusammen und übernahm deren Leitung. Der gebürtige Speyerer gehörte zu den großen Unternehmern Amerikas. 1879 kaufte er seiner Familie ein Landhaus in Dobbs Ferry am Hudson River mit Blick auf die Freiheitsstatue, 1883 ließ er sich in Manhattan in der Madison Avenue hinter der St. Patrick's Cathedral ein repräsentatives Stadthaus errichten, die Villard Houses, heute der Eingangsbereich des New York Palace Hotels. Er lernte Thomas Edison kennen, war von seinen Erfindungen überzeugt und kaufte ihm die Edison Lamp und Edison Machine Co. ab. Das Dampfschiff seiner Oregon-California Linie SS Columbia war als erstes Schiff der Welt mit elektrischem Licht ausgestattet.

Er baute mit zeitweise 25.000 Arbeitern die Northern Pacific Railroad, eine Eisenbahnlinie von 2.700 Meilen quer durch den Kontinent von den Großen Seen nach Portland in Oregon, südlich von Seattle. Zu ihrer Einweihung 1883 fuhren Sonderzüge mit Ehrengästen, auch aus Europa, aus allen Richtungen, Paraden mit zehntausenden von Menschen säumten die Strecke, Hilgard selbst und der Indianerhäuptling Sitting Bull hielten Ansprachen, und schmetternde Musik ertönte beim Verlegen der letzten Meile Schienen: God Save the Queen, Die Wacht am Rhein und Yankee Doodle. Inzwischen war das Unternehmen aber hoffnungslos überschuldet, die Einnahmen blieben hinter den Erwartungen zurück, die Aktien des Unternehmens fielen rapid. Hilgard gab sein gesamtes persönliches Vermögen in die Insolvenzmasse mit dem Ergebnis, dass am Ende alle seine Gläubiger befriedigt werden konnten.

1884 schiffte sich Hilgard nach Europa ein und besuchte die Stätten, an denen er sich

als Wohltäter verdient gemacht hatte. Er hatte unter anderem Stipendien für arme Schüler in den Gymnasien in Zweibrücken und Speyer und für hervorragende Absolventen Stipendien für ihre Universitätsausbildung begründet, hatte Kunststudenten in München unterstützt, in Zweibrücken einen Darlehensfonds für aufstrebende Handwerker geschaffen und ein Arbeiterwohnheim nach amerikanischem Vorbild als Muster für Arbeiterwohnungen gebaut, er hatte die Provinzialindustrieschule in Kaiserslautern und das Gewerbe-Museum dort unterstützt. Er hatte auf seine Kosten Urkunden sammeln lassen über die Geschichte der Stadt Speyer und für Opfer einer großen Überschwemmung am Rhein Geld gesammelt.

So bereitete man ihm in Rheinbayern, in Speyer, Kaiserslautern und Zweibrücken, in festlich geschmückten Straßen feierliche Empfänge. An seine Frau schrieb er: „Als ich in Speyer ankam, stand der Bürgermeister an der Spitze einer Abordnung

„Für mich ist es immer noch wie ein Wunder, dass Gott mich in seinen Dienst gerufen hat. Ich kann mir mein Leben nicht schöner vorstellen, als es war und noch ist. Diakonisse sein heißt für mich: da zu sein für Menschen, die Hilfe, Trost und Zuspruch brauchen. Wichtig war und ist mir, den ganzen Menschen wahrzunehmen und ihm Wegbegleiter zur ewigen Heimat zu sein.“

Diakonisse Waltraud Bohland

Spenden gestern und heute

– Die Geschichte der Diakonissen Speyer-Mannheim mit ihren vielfältigen Arbeitsfeldern und Einrichtungen ist untrennbar verknüpft mit den Spendern und Spenderinnen, die ihre Arbeit unterstützen. Großzügige Spenden wie die von Heinrich Hilgard, aber auch kleine alltägliche Gaben haben geholfen, den diakonischen Auftrag in der Nachfolge Jesu seit der Gründung der Diakonissen Speyer-Mannheim zu verwirklichen. Die langen Spenderlisten der Anfangsjahrzehnte in den zweimonatlich dem Kirchenboten beiliegenden Nachrichtenblättern „Phöbe“ zeugen davon: eine Unzahl von kleinsten, kleinen und größeren Spenden, Geld, Naturalien, Haushaltsgegenstände und ganze Vermächtnisse.

Die Diakonissen pflegten und betreuten vom 19. Jahrhundert an bis über den Zweiten Weltkrieg hinaus kranke und hilfsbedürftige Menschen, ohne dass ihre Tätigkeiten in ein umfassendes staatliches Sozial- und Gesundheitssystem eingebunden waren, wie es heute der Fall ist. Motiviert aus der Kraft des Glaubens und dem damit verbundenen täglichen Dienst am Nächsten.

Die guten Werke der Diakonissen von damals sind heute Dienstleistungen geworden,

die von fachlich spezialisierten hauptamtlichen und ehrenamtlichen Mitarbeitenden erbracht werden. Hilfehandeln unterliegt gesetzlichen und ökonomischen Rahmenbedingungen, die es nicht leicht machen, mit begrenzten finanziellen Mitteln hervorragende Leistungen zu erbringen.

Machten Spenden in der Gründungszeit diakonisches Handeln erst möglich, helfen sie heute, das diakonische Profil in einer unternehmerischen Diakonie zu erhalten und auszubauen. Aus diesem Grund haben die Diakonissen Speyer-Mannheim im Jahr 2007 die Diakonissen-Stiftung Speyer für Seelsorge und Betreuung gegründet. In der Tradition der Diakonissen stellt die Stiftung künftig zusätzliche Mittel für die Erfüllung der Aufgaben der Seelsorge, Betreuung und Begleitung von Menschen in den Einrichtungen der Diakonissen Speyer-Mannheim zur Verfügung.

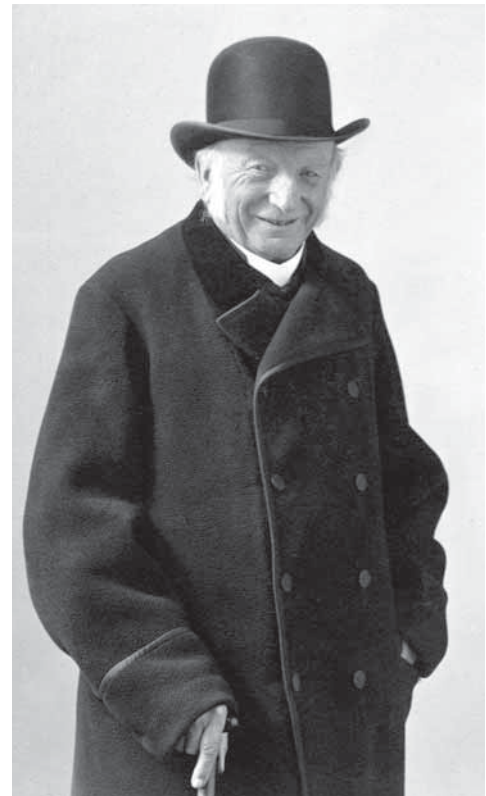
Damit soll in die Zukunft der Auftrag des Evangeliums, wie er in dem Wirken der Diakonissen anschaulich wird, fortgeführt und Menschen ganzheitliche Hilfe angeboten werden: Jesus spricht: Was ihr getan hat einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan, (Matthäus 25,40).

von vierzig Herren mit Frack und weißen Krawatten, unter ihnen einige alte Freunde. Als ich aus dem Bahnhofsgebäude herauskam, sah ich eine Menge von Tausenden, die mich mit fortgesetzten ‚Hochs‘ begrüßten und ihre Taschentücher schwenkten. Sie führten eine Wagenparade an, die langsam durch die Straßen zog ... Alle Häuser waren geschmückt mit Flaggen und vielen Blumen, Girlanden und Aufschriften. Die Bürgersteige und Fenster waren über die ganze Strecke hin von begeisterten Menschen gefüllt. Es war ein überwältigender Empfang.“

Das neue Mutterhaus in Speyer war aufgrund der Finanzierungszusage Hilgards im Bau, aufgrund seiner schlechter gewordenen finanziellen Verhältnisse allerdings nun kleiner als ursprünglich geplant, nicht mehr neben dem Haupt- und Schwesternhaus je ein Pavillon für kranke Männer und Frauen und für Kinder und ein Pfründnerhaus für pflegebedürftige alte Menschen, sondern ein dreistöckiges Mutter- und Krankenhaus mit dem Flur der Krankenzimmer im ersten Stock neben der Kapelle und den Schwesternzimmern darüber, den Sozialräumen im Erdgeschoss.

Zum Gedenken an Hilgards Mutter und Tante wurde das neue Mutterhaus Elisabeth-Anna-Haus, Heinrich Hilgard-Villard Stiftung genannt. Es solle, so der Stiftungsbrief aus dem Jahr 1884, für alle Zeiten eine Stätte zur Betätigung wahrer Nächstenliebe durch Linderung menschlicher Leiden abgeben, die allen Hilfsbedürftigen ohne Rücksicht auf Glaubensunterschiede offen stehen solle.

Hilgard war zur Grundsteinlegung in Speyer. In seiner Rede zur Einweihung 1885 sagte Hilgard: „Ich bin stolz darauf, daß ich die Mittel zu dieser Schöpfung stellen konnte. Ich glaube, in jedem Menschenherzen lebt die Neigung zum Wohltun. Doch weiß ich nicht, ob ich zu dieser Stiftung gekommen wäre, wenn nicht zwei Einflüsse mich bestimmt hätten. Der eine war das einzigartige Beispiel von Selbstlosigkeit, das mein Schwiegervater durch seine Bestrebungen zur Befreiung der Sklaven gegeben hat. Der andere Einfluß ist von Amerika auf mich ausgeübt worden. Wohl nirgends in der zivilisierten Welt existiert soviel Wohltätigkeitssinn, wie gerade hier; so große Schenkungen zu öffentlichen



Vorsteher des Diakonissenhauses und Schulfreund Hilgards: Carl Anton Scherer

Zwecken werden wohl sonst nirgends von Privaten gemacht. Es war für mich eine leichte Aufgabe, von meinem Ueberflusse zu geben.“

In seiner Zeit in Deutschland, in Berlin knüpfte Hilgard Kontakte zu Wissenschaft und Finanzwelt. Er ging im Auftrag der Deutschen Bank und der Firma Siemens nach New York zurück, engagierte sich wieder im Eisenbahngeschäft, insbesondere bei der Northern Pacific Railroad, deren Präsident er wieder wurde, und erwarb erneut ein stattliches Vermögen. Er formte die Edison General Electric Co., die spätere General Electric, und interessierte Werner von Siemens, den Direktor der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft AEG in Berlin für ein Engagement in Amerika. Er nutzte sein Vermögen, um mit der New York Evening Post die erste Zeitung zu gründen, deren Redaktion, darunter Carl Schurz, von allen äußeren Einflüssen unabhängig war. Und er erwies sich als Wohltäter in Amerika und Deutschland, stiftete erhebliches Geld für die Harvard Law School, für das Rotkreuz-Krankenhaus in München, für die Gedächtniskirche in Speyer, in der rechts vom Chorbogen ein Bronzeportrait von Hilgard angebracht ist. Aus seinem Vermächtnis kamen

„Ich habe persönliche Gründe, für eine Einrichtung der Diakonissen Speyer-Mannheim zu spenden. Ich habe selbst erlebt, dass Menschen hier nicht nur körperlich gut versorgt werden, sondern sich auch seelisch geborgen fühlen. Damit so wichtige Arbeit in der Betreuung von Menschen auch weiterhin geleistet werden kann, spende ich. Ich möchte aber auch aus Dankbarkeit etwas geben. Aus Dankbarkeit gegenüber Gott für alles, was er mir im Laufe des Lebens geschenkt hat.“

Eine Spenderin 2009



März 1900, kurz vor seinem Tod, Henry Villard (rechts) mit seinem Sohn Harold und seinem ersten Enkel Henry Serrano

später Stiftungen für die Universitäten Harvard, Columbia, Oregon und Washington State hinzu, für das Metropolitan Museum of Art, das Waisenhaus in Zweibrücken, das Kinderkrankenhaus in Berlin und eine Anzahl Stipendienfonds an Universitäten, Kunstschulen und Gymnasien.

1893 wurde er von J.P. Morgan aus seinen Funktionen in den Eisenbahngesellschaften herausgedrängt. Er zog sich ins Privatleben zurück, machte eine große Reise durch Europa und rund ums Mittelmeer und schrieb seine Memoiren. 1900 starb Heinrich Hilgard auf seinem Landsitz Dobbs Ferry oberhalb von Manhattan am Hudson River.

Die Beziehung zum Diakonissenhaus und zu seinem Schulfreund Carl Anton Scherer blieb lange Zeit bestehen, Hilgards Frau und seine Kinder pflegten sie noch über seinen Tod hinaus.

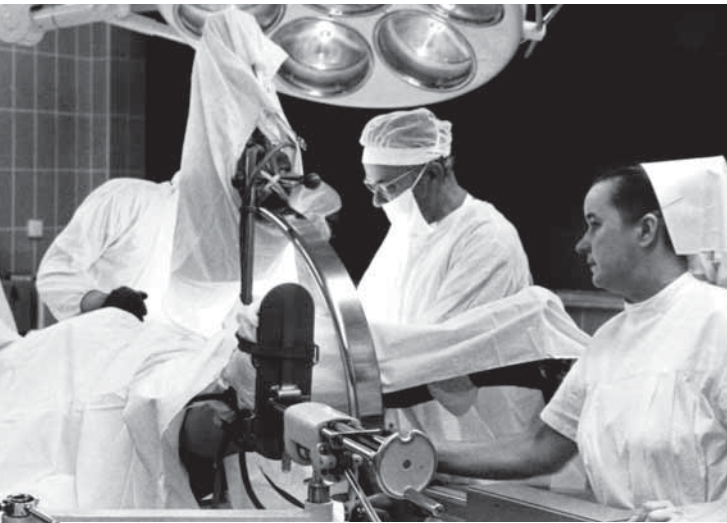
So hat Hilgard in Kontakt mit Carl Anton Scherer, der ihn in sehr geschickter Weise immer wieder um Unterstützung bat, nicht nur das Diakonissenmutterhaus gebaut, sondern später auch das Wilhelminienstift, ein Pfründnerhaus, ein Altenheim also, in das man sich durch eine Vermögensüber-

tragung einkaufen konnte, dann das Kinderkrankenhaus, das spätere Kinderheim und weitere Gebäude der Diakonissenanstalt. Von den Baukosten der Gebäude der 1880er und 1890er Jahre von 679.000 Mark steuerte Hilgard allein fast die Hälfte bei. Aus seinem Vermächtnis noch unterstützte er den Bau des ersten Krankenhauses der Diakonissen, das 1907 eingeweiht wurde.

Hilgard war im kirchlichen Sinn kein frommer Mann. Aber er setzte sein Geld für gute Taten ein. Selbst darin noch war Hilgard ein guter Geschäftsmann und Unternehmer. Mit seinem Geld hat er ein Mutterhaus unterstützt, ein Unternehmen der Nächstenliebe. So konnte durch den Einsatz der Schwestern sein Geld doppelt und dreifach Zinsen tragen, sich vervielfachen im Lauf der Geschichte. Er, der Unternehmer, hat investiert in ein Unternehmen der sozialen Arbeit. Er, der wenig Fromme, hat andere, fromme Schwestern, unterstützt bei ihrer Arbeit, christliche Nächstenliebe zu leben und durch ihren Einsatz dem Ziel Gottes mit dieser Welt zu dienen. Er hat durchaus Gutes im Sinn auch der Werte seiner Vorfahren getan, indem er das fromme Werk der Diakonissen unterstützte. ■

„Bei meinen Diensten am Krankenbett war es mir wichtig, nicht nur den kranken Körper des Betroffenen zu sehen, sondern auch die ganze Situation in den Blick zu bekommen und ein Wort für die Seele und damit für den ganzen Menschen mitzugeben, etwa: Gott sagt: Hab keine Angst, denn ich habe deinen ganzen Weg auf mein Herz genommen! ...Oder: Hab keine Angst, denn ich bin da und ich bleibe bei dir bis in deine letzte Stunde hinein. Ich halte dich fest, bis du mich schauen wirst mit deinen Augen.“

Diakonisse Ruth Herr



Operationssaal früher und heute

150 Jahre Krankenpflege – 102 Jahre Diakonissenkrankenhaus

1859 begannen zwei Diakonissen in einer Krankenstube im ersten Mutterhaus bei der Heiliggeistkirche mit dem, was heute über 900 Mitarbeitende im Diakonissen-Stiftungs-Krankenhaus Speyer tun: mit der Versorgung kranker Menschen.

Unter Anleitung erfahrener Diakonissen wurden seit 1859 junge evangelische Frauen im Mutterhaus für die Krankenpflege ausgebildet, zuerst in der einen Stube mit zwei Erwachsenen- und vier Kinderbetten, im zweiten Mutterhaus bereits in mehreren Krankenzimmern, ab 1885 im heutigen Mutterhaus in der Hilgardstraße schon in einer ganzen Etage mit Krankenzimmern und bis heute in den Pflege-schulen des Diakonissen-Stiftungs-Krankenhauses, das erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein eigenes Gebäude erhielt.

Bei der Einführung von Friedrich Krieg als neuem Hausgeistlichen in der Nachfolge Carl Anton Scherers 1903 wurde festgehalten: Fast alle Arbeitsgebiete der Diakonissen hatten ein eigenes Haus, nur „die erste und eigentliche Arbeit“ noch nicht. Platzmangel, steigende Patientenzahlen und Anforderungen an medizinische Versorgung und Hygiene erforderten

den Neubau eines Krankenhauses. Er wurde 1905 beschlossen.

Am 28. August 1907 wurde das erste eigenständige Krankenhaus der Evangelischen Diakonissenanstalt in Speyer in Dienst gestellt. Heute dient es als Ärztehaus I. Es entstand seinerzeit mit erheblicher Unterstützung aus dem Nachlass des 1900 verstorbenen Heinrich Hilgard, der schon zu Lebzeiten zahlreiche Bauvorhaben der Diakonissen finanziell unterstützt hatte. Für die Pflege standen in der für damalige Verhältnisse hochmodernen Klinik 65 Betten zur Verfügung, 18 Schwestern und Lernschwestern kümmerten sich um die Patienten und hatten die Leitung des Hauses inne, während Ärzte für Diagnose, Operation und Therapie angestellt waren. Erstmals gab es in dem neuen Krankenhaus neben den Schwestern auch einen festangestellten Arzt. Hatten zuvor in den Krankenzimmern ausschließlich Hausärzte die medizinische



Kinderstation heute



Säuglingspflege in den 1960er Jahren

Betreuung der Patienten übernommen, kam 1907 Sanitätsrat Dr. Carl Thönes nach Speyer und leitete bis zu seinem Tod 1931 als chirurgischer Facharzt die Abteilung, die mit der Geburtshilfe gekoppelt war.

Schwere Herausforderungen für die Krankenpflege brachten die beiden Weltkriege. Im Ersten Weltkrieg wurden zunächst 50 Schwestern der Heeres-sanitätsleitung zur Verfügung gestellt, bald jedoch waren schon über 250 Schwestern in den Lazaretten der Stationen, im Krankenhaus selbst und in Etappen- oder Kriegslazaretten in Frankreich eingesetzt. Bereits vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, im August 1939, wurde das Diakonissenkrankenhaus Reservelazarett, hier und im Kinderheim wurden während des Krieges Verletzte behandelt. Bei Fliegeralarm mussten die Kranken in den Keller gebracht werden. Schwestern fehlten, da sie in Lazaretten in Neckargemünd, Bad Ems und Nassau im Einsatz waren.

Sechs Jahrzehnte nach der Einweihung des ersten Krankenhauses der Speyerer Diakonissen machte die Entwicklung in Medizin und Technik, in Diagnostik und Therapie ein neues Krankenhausgebäude nötig: „Auch die moderne Gesellschaft hat Krankheiten und Kranke. Ihnen muss geholfen werden mit den besten Mitteln, die zur Verfügung stehen. Darum musste das nicht mehr genügende alte Krankenhaus

aufgegeben und der Neubau gewagt werden“, bemerkte Kirchenpräsident Professor D. Theo Schaller, Vorsitzender des Verwaltungsrates, bei der Einweihung des Krankenhausneubaus 1967.

Bis dahin waren in dem Krankenhaus von 1907 teilweise vier Patienten in einem Zweibettzimmer untergebracht, Betten und Nachttische waren weder fahr- noch verstellbar und Ruf- und Gegensprechanlagen waren noch nicht vorhanden. Entsprechend veraltete Voraussetzungen galten für die medizinische und technische Ausrüstung. Allein der Anstieg der Zahl an Operationen macht deutlich, dass die Verhältnisse nicht mehr ausreichten. Führt der erste chirurgische Chefarzt noch 465 Operationen im Jahr durch, wurden 1961 etwa 2.400 in denselben Räumen durchgeführt.



„Mir gefällt an meiner Arbeit besonders der intensive Kontakt zu Menschen. Besonders in schwierigen Situationen. Auch das Miteinander mit Kolleginnen und Kollegen. Mein Leitspruch: All I did was stand up for what I believe.“

*Albert Scharf,
Mitarbeiter Diakonissen-
Stiftungs-Krankenhaus*

1967 wurde der siebenstöckige Neubau mit 320 Betten in der Hilgardstraße eingeweiht. Sowohl im medizin-technischen Bereich als auch vor allem in der Pflege brachten die Neuerungen erhebliche Erleichterungen, nicht „aus Gründen der Rationalisierung und Rentabilität, sondern um unsere Schwestern zu entlasten, damit sie mehr Zeit für die persönliche Pflege der Patienten gewinnen können“, so Pfarrer Friedrich Theysohn, Vorsteher der Evangelischen Diakonissenanstalt, bei der Einweihung des Hauses.

Obgleich die persönliche Pflege und seelsorgerische Betreuung kranker Menschen von Beginn an eine zentrale Rolle in der Tätigkeit der Diakonissen spielte, fehlte auch im Neubau von 1967 eine eigene Krankenhaus-Kapelle. Als sich die Krankenzimmer noch im Mutterhaus befanden,

war der Zugang zur Kapelle von allen Zimmern her möglich. Im ersten eigenen Krankenhaus von 1907 hingegen gingen die Schwestern abends von Zimmer zu Zimmer, lasen die Andachten mit den Patientinnen und Patienten und beteten mit ihnen. Im Neubau von 1967 wurde bereits ein Raum im Untergeschoss für Andachten und Gottesdienste eingerichtet, aber es dauerte bis 1988, bis eine Krankenhaus-Kapelle entstand. Sie steht als lebendiger Kontrast zur schlichten Krankenhaus-Fassade wie eine Krone über dem Haupteingang und begrüßt Besucherinnen und Besucher mit dem Kreuz, das der Brosche der Speyerer Diakonissen nachempfunden ist.

In den vergangenen 40 Jahren wurde das Krankenhaus in medizinischen, pflegerischen und Verwaltungsbereichen immer wieder modernisiert und erweitert: 1982



Stiftungskrankenhaus um 1955



Heute befindet sich im Haus Spitalgasse unter anderem das Geriatriische Zentrum

750 Jahre Stiftungskrankenhaus

– Krankenhäuser in heutigem Sinn gehen in ihren Anfängen auf die frühmittelalterliche christliche Gesellschaft zurück. Zwar gab es auch in vorchristlichen Kulturen Wohlfahrtseinrichtungen für Kranke und Pflegebedürftige, sie dienten aber eher der Verwahrung der Kranken, als dass Aspekte der Heilung im Vordergrund standen.

Bei den christlichen Gründungen handelte es sich anfangs in der Regel um besondere Abteilungen für Krankenpflege im Rahmen größerer Wohlfahrtsanstalten, etwa der Klöster oder der Stifte. An der Schwelle zur Neuzeit hat sich dann das selbständige, ausschließlich der Pflege und Behandlung Kranker dienende Hospital entwickelt.

Speyer war schon im Mittelalter mit sozialen Einrichtungen gut versorgt. Es gab bereits vor der Gründung des Georgenhospitals bei der Kirche St. Georg im Jahr 1259, des Vorläufers des späteren Stiftungskrankenhauses, verschiedene Hospitaleinrichtungen. Das Ausstattungskapital des Spitals betrug im Jahr seiner Stiftung nach heutigen Wertmaßstäben rund 200.000 €, gestiftet von einem vermögenden Mitbürger, dem Rats Herrn Ulrich Klüpfel. Zu Klüpfel gesellten sich bald 21 mitstiftende Wohltäter. Ihre Schenkungen hatten einen heutigen Geldwert von

rund 325.000 €. Da das Georgenhospital damals nicht nur Hospital, sondern zugleich Pflegeheim war, konnte man sich dort auch für die Pflege auf Lebenszeit einkaufen. Ein Einkauf als Pfründner kostete etwa 100 Gulden, heute etwa 16.500 €. Das Hospital hatte für rund 50 Personen Platz.

Bereits in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts hatte sich das Geldvermögen des Hospitals so vermehrt, dass es sich neben der Tätigkeit in der Pflege zu einem Kreditinstitut der Stadt entwickelte.

Zweck und Bestimmung des alten Georgen- und späteren Bürgerhospitals, das sich in das Stiftungskrankenhaus und dann das heutige Diakonissen-Stiftungs-Krankenhaus weiter entwickelt hat, wurden in den Statuten von 1837 manifestiert: Das Spital diene der Pflege, Heilung und Versorgung von kranken, armen und gebrechlichen Speyerer Bürgern, auch wenn der erste Arzt für Speyer, Meister Johann, erst aus dem Jahr 1348 bekannt ist.

Ein einschneidendes Datum für das Spital war das Jahr 1799, als nach der Französischen Revolution sämtliche in Speyer bestehenden Wohlfahrtseinrichtungen zusammengefasst wurden zu den heute noch bestehenden Stiftungen Bürgerhospital und Waisenhaus. Dies



Im alten Kinderkrankenhaus

war gleichsam der Anfang für eine Entwicklung in Richtung des heutigen Krankenhauses in der Spitalgasse. Schon im Jahr 1808 bahnte sich eine Verlegung des Bürgerhospitals vom angestammten Platz auf das Gelände des für die Versteigerung vorgesehenen Franziskanerklosters in der Spitalgasse an. An dieser Stätte steht seither das Spital, das nachmalige Stiftungskrankenhaus, das 2009 seinen 750. Geburtstag feiert.

Für den Kauf des Bauplatzes und den Neubau des Spitals mussten in den zehn Jahren von 1825 bis 1834 aufgebracht werden: etwa 6.600 Gulden für den Bauplatz und ungefähr 135.000 Gulden an Baukosten, zusammen also 141.600 Gulden, nach heutigen Maßstäben über 20 Millionen €.

Natürlich wurde auch im 20. Jahrhundert mehrfach umgebaut und erweitert. Unter Oberbürgermeister Karl Leiling wurde ein großer Teil der angrenzenden Häuser aufgekauft, um für einen geplanten Erweiterungsbau Platz zu schaffen.

Einen schweren wirtschaftlichen Einbruch erlitt das Stiftungskrankenhaus durch die Inflation in den 1920er Jahren, konnte sich allerdings ab 1928 wieder selbst erhalten, und die Stadt bemühte sich nach dem Zweiten Weltkrieg um einen Auf- und Ausbau.

Trotz aller baulichen wie medizinischen Erweiterungen und Veränderungen kamen die Stadt und die Diakonissenanstalt Speyer zu Beginn des neuen Jahrtausends zu dem Plan, mit einer Zusammenführung ihrer beiden Krankenhäuser die medizinischen Kompetenzen in Stadt und Region besser bündeln zu können. Im Jahr 2004 fusionierte das ehemals städtische Stiftungskrankenhaus mit dem damaligen Krankenhaus der Evangelischen Diakonissenanstalt zum Diakonissen-Stiftungs-Krankenhaus Speyer. Im Jahr 2008 haben die Diakonissen Speyer-Mannheim den bisherigen Anteil der Stadt an dem Krankenhaus erworben. Das Haus verfügt heute an den beiden benachbarten Standorten über 416 Betten und 22 tagesklinische Plätze.

Am Standort Spitalgasse befinden sich derzeit das Geriatrie-Zentrum mit der geriatrischen Tagesklinik, das Schmerzzentrum mit Schmerztagesklinik sowie die Palliativstation. Außerdem ist dort das Mammographie Screening Pfalz untergebracht.

Geplant ist eine Zusammenführung der bislang auf zwei Standorte aufgeteilten Stationen auf dem Gelände der Diakonissen Speyer-Mannheim. Mit dem Baubeginn ist 2010 zu rechnen.

„In meiner Stationsarbeit im Krankenhaus war mir besonders wichtig, in einer guten Atmosphäre zu leben, zu arbeiten, vor allem die Patienten mit aller Liebe und Fürsorge zu pflegen. ... Ich lebe gern mit den Schwestern. Sie sind mein Zuhause. Ich wäre ohne das Mutterhaus um vieles ärmer.“

Diakonisse Ruth Bergbold

„Die Arbeit im Krankenhaus bringt mich mit vielen Menschen zusammen. Da kann es passieren, dass man einer Kammersängerin begegnet, die einen mit ihrer Musik beschenkt und fröhlich macht, was man nie vergisst.“

Diakonisse Juliane Roth



Die modernen Kreißsäle wurden 2007 eingeweiht.

„Gerne habe ich als Diakonisse und Krankenschwester gearbeitet, weil Jesus mich schon in der Jugend dazu berufen und mir durch sein Wort aus der Bibel meinen Weg gezeigt hat: Ich will dich nicht verlassen noch von dir weichen, (Josua 1,5). ... Wichtig war mir bei meinem Dienst, dass ich gepflegt und behandelt habe, wie ich es für mich auch wünsche. Ich bin Gott dankbar, dass ich die Kraft und Gesundheit dazu hatte.“

Diakonisse Wilma Ziegler

etwa kam die Kinderklinik hinzu, 1992 und 2006 neue Operationssäle und 2008 das Herzkatheterlabor.

Ein zukunftsweisender Schritt in der medizinischen Versorgung der Menschen in Speyer und der Region war im Jahr 2004 die Zusammenführung des Krankenhauses der Diakonissenanstalt mit dem städtischen Stiftungs-Krankenhaus zum Diakonissen-Stiftungs-Krankenhaus, das sich heute an zwei Standorten um die Versorgung kranker Menschen kümmert. Mit 416 Betten und 22 Tagesklinischen Plätzen bietet es eine Rundumversorgung auf höchstem medizinischen und technischen Niveau. Das Krankenhaus ist heute spezialisiert auf die Bereiche Allgemein- und Visceral- sowie Gefäßchirurgie, Gynäkologie und Geburtshilfe, Kinder- und Jugendmedizin, Anästhesiologie, Notfall-, Schmerz- und Palliativmedizin sowie Innere Medizin mit den Schwerpunkten Kardiologie, Gastroenterologie und Geriatrie.

In der Allgemein- und Visceralchirurgie liegt der Schwerpunkt auf der Behandlung von gut- und bösartigen Schilddrüsenerkrankungen, der Behandlung von Brüchen und der Entfernung von Tumoren. Die etwa 1.500 Operationen im Jahr werden so weit möglich als minimal invasive Eingriffe durchgeführt. Die Gefäßchirurgie bietet das ganze Spektrum von Eingriffen an

Arterien und Venen. Sie hat sich auf die gefäßchirurgische Versorgung von Patienten mit diabetischem Fußsyndrom spezialisiert. Die Abteilung mit ihren amputationsvermeidenden Eingriffen und vor allem den knieüberschreitenden Bypass-Operationen gehört zur Spitzengruppe gefäßchirurgischer Kliniken in Deutschland.

In der Klinik für Gynäkologie und Geburtshilfe liegen die Akzente auf der Betreuung von Schwangeren und Neugeborenen sowie der Behandlung von Patientinnen mit Brustkrebs und dem Bereich Urogynäkologie. Mit rund 2.000 Geburten im Jahr ist das Diakonissen-Stiftungs-Krankenhaus die geburtenstärkste Klinik in Rheinland-Pfalz und eine der wenigen, die eine Neugeborenenintensivstation in unmittelbarer Nachbarschaft zum Kreißsaal bereit hält.

In der Betreuung Neugeborener arbeitet die geburtshilfliche Abteilung eng mit der Klinik für Kinder- und Jugendmedizin zusammen. Gemeinsam besitzen diese Kliniken die Anerkennung als Perinatalzentrum mit höchster Versorgungsstufe (Level 1). Außerdem werden in der Klinik für Kinder- und Jugendmedizin Kinder von der Geburt bis ins Alter von 18 Jahren zum Beispiel auf den Gebieten der Infektiologie, Neuropädiatrie, Pulmonologie, Allergologie, Gastroenterologie, Endokrinologie und Kinderurologie behandelt.

Die Innere Medizin ist spezialisiert auf die Gebiete Kardiologie, Gastroenterologie und Geriatrie. Schwerpunkte der Kardiologie sind Herzschrittmacher- und Defibrillatorimplantationen, spezielle Implantate zur Behandlung der Herzschwäche und Katheterverfahren zur Behandlung von Herzrhythmusstörungen. Im Herzkatheterlabor sind unter anderem die Aufdehnung von Herzkranzgefäßverengungen und die Implantation von Stents möglich, akute Herzinfarkte werden hier 24 Stunden am Tag behandelt.

Die Gastroenterologie bietet modernste diagnostische und therapeutische Therapie von Krankheiten in den Bereichen Speiseröhre, Magen, Dünndarm, Dickdarm, Leber, Galle und Bauchspeicheldrüse. Einen Schwerpunkt bilden Diagnostik und Behandlung von bösartigen Erkrankungen, besonders die endoskopische Therapie von Frühkarzinomen.



Haus Spitalgasse Haus Hilgardstraße

Das Geriatrie-Zentrum im Haus Spitalgasse kümmert sich stationär und teilstationär um hochaltrige Patienten, bei denen durch eine akute Erkrankung die selbständige Lebensführung bedroht ist. Spezielle Untersuchungsmethoden und eine interdisziplinäre Behandlung durch ein Team von Ärzten, Pflegekräften, Ergotherapeuten, Krankengymnasten und Logopäden sollen die Selbständigkeit erhalten oder wiederherstellen.

Ebenfalls im Haus Spitalgasse befindet sich die Schmerztagesklinik. In ihr werden Menschen mit chronischen Schmerzen, z. B. Kopf-, Rücken- oder Gelenkschmerzen, ambulant behandelt. Ziel der individuellen

Therapien ist neben der Schmerzlinderung, die Patienten anzuleiten, ihre Schmerzen im Alltag abzumildern und dadurch die Lebensqualität zu verbessern.

Im Diakonissen-Stiftungs-Krankenhaus sind ein Brust- und ein Darmzentrum angesiedelt, beide durch die Deutsche Krebsgesellschaft zertifiziert. In diesen Zentren kooperiert die Klinik mit niedergelassenen Ärzten sowie anderen Kliniken der Region und Selbsthilfegruppen. Die Gefäßchirurgie spielt außerdem eine zentrale Rolle im Gefäßzentrum Oberrhein.

Die enge Zusammenarbeit mit Arztpraxen zur Optimierung der Patientenversorgung zeigt sich darüber hinaus in der Ansiedlung von Praxen in zwei Ärzthäusern und der ärztlichen sowie kinderärztlichen Bereitschaftsdienstzentrale am Krankenhaus-Standort in der Hilgardstraße.



Mit aller Modernisierung und hervorragenden medizinischen Versorgung steht das Diakonissen-Stiftungs-Krankenhaus nach wie vor in der christlichen Tradition der Diakonissen. Es stellt den kranken Menschen mit all seinen Bedürfnissen in den Mittelpunkt, so dass auch nach 150 Jahren der Krankenpflege und 102 Jahren Krankenhaus die Motivation spürbar ist, die aus dem Vorbild der Diakonissen erwächst. ■



„Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht“

Seit 150 Jahren werden junge Frauen bei den Diakonissen Speyer-Mannheim in der Krankenpflege geschult und ausgebildet

„G ründen wir zur Heranbildung evangelischer Krankenpflegerinnen ein Diakonissen-Mutterhaus für die Pfalz!“ Das war der Wunsch des Speyerer Dekans Georg Ludwig Ney. Seine Idee fand große Zustimmung. Schon 1855 warb ein „Aus-schuss für die Errichtung eines evange-lischen Diakonissenhauses in der Kreis-stadt Speyer“ mit einem Flugblatt um Spenden mit dem Jesus-Zitat aus dem Matthäus-Evangelium: „Ich bin krank ge-wesen, und ihr habt mich besucht.“ Innerhalb kürzester Zeit kamen 1400 Gulden zu-sammen und Presbyterium und Stadtrat in Speyer stellten das ehemalige Schulhaus bei der Heiliggeist-Kirche zur Verfügung. Doch dann geriet das Vorhaben ins Sto-cken. Denn das Speyerer Komitee wollte zwar Schwestern für die praktische Arbeit haben, aber keine Schwestern ausbilden.

So wurden die ersten Schwestern Anna Deutsch und Eva Dieffenbacher zusammen mit Katharina Stamm in Straßburg zu Pro-beschwestern ausgebildet. 1859 konnten

Schwester Anna und Eva dann in das Mut-terhaus einziehen. Bald nahm die Zahl der Schwestern zu. Ein Lehrer gab ihnen Ge-sangs- und Elementarunterricht, Pfarrer Carl Philipp Hoffmann erteilte den Schwes-tern religiöse Unterweisung und hielt Er-bauungsstunden ab, und der Speyerer Arzt Dr. Mühlhäuser unterrichtete sie in medi-zinischen Angelegenheiten. Schon 1869 wurden 50 Exemplare des „Handbüchleins zum ärztlichen Unterricht für alle Lern-schwestern“ angeschafft. Dabei wurde stets Wert auf die praktische Unterweisung gelegt. Das war – wie heute auch – nicht immer einfach. Schwester Amalie Brentjens kam 1862 nach Speyer und blieb bis zu ihrem Tod 1885 Oberschwester. Die Vor-steherin des Hauses klagte einmal über eine junge Schwester: „Es war ein wahres Durcheinander, kein Wunder, sie ist mit ihren siebzehn Jahren selbst noch ein Kind und wusste nicht, wie sie es angreifen sollte. Doch ist sie recht willig und ich hoffe, es wird mit des Herrn Hilfe schon gehen.“

1921 wurde die Krankenpflegeschule der Diakonissenanstalt staatlich anerkannt. Nach einjähriger Ausbildung legten die ersten Schwestern unter staatlicher Aufsicht mit gutem Erfolg ihre Krankenpflegeprüfung ab. Später wurde die Ausbildung auf zwei Jahre verlängert. In Lehrgängen unterrichteten Ärzte und eine Lehrschwester die jungen Schwestern in der Theorie. Gleichzeitig bildeten die Stationsschwestern sie an den Krankenbetten, am Arzneischrank, in der Küche, im Operationssaal für die Krankenpflege aus.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden in der Krankenpflege Diakonissen dringend gesucht. Und natürlich wurden neue Schülerinnen ausgebildet. Am 1. April jeden Jahres reisten die neuen Schülerinnen an. Damals schrieb eine Schwester: „Wer mit dem Wunsch kommt, seinen Mitmenschen in ihrer Krankheit und in ihren Schmerzen zu helfen, der merkt, dass die Krankenpflege wohl ein schwerer, aber auch ein schöner, ich glaube, man darf sagen, einer der schönsten Berufe ist. Von der Stationschwester wird die Schülerin in die einzelnen Aufgaben eingeführt. Sie lernt messen und pulsieren, die Schwerkranken waschen, die Kissen schütteln und alles andere, was zur Pflege der Patienten gehört. Auch die kleinsten Dinge sind wichtig, um dem Kranken zu helfen.“

Die Schülerinnen werden auf verschiedenen Stationen eingesetzt. Sie lernen im ersten Lernjahr die Arbeit auf der inneren, der chirurgischen und der gynäkologischen Station kennen. Sie pflegen Frauen, Männer und Kinder. Im zweiten Jahr kommen sie auf die Infektionsabteilung, in den Operationssaal, ins Labor und ins Säuglingsheim. Zusammen mit einer examinierten Schwester hält jede Schülerin sechs Wochen Nachtwache. Dazu kommt der theoretische Unterricht. Bald wurde die Ausbildung auf drei Jahre ausgedehnt. Die Ausbildung war kostenlos, die Schülerinnen erhielten freie Kost und Wohnung und ein monatliches Taschengeld. Im dritten Jahr folgte dann eine angemessene Vergütung.

Für die vielen Schwesternschülerinnen wollen wir zwei Schwestern als Zeitzeuginnen persönlich zu Wort kommen lassen. Schwester Ilse Wendel gehört seit 1950 zu den Diakonissen und war von 1976 bis

1997 Oberin in Speyer. Noch heute ist sie ein bisschen stolz auf ihren Jahrgang: Von zwölf Frauen machten zehn ihren Abschluss mit der Note „sehr gut“ und zwei mit „gut“. Sie hat es noch erlebt, dass Lehrerinnen und Schülerinnen unter einem Dach lebten. Alle mussten sich an eine Hausordnung halten. So sollten beispielsweise alle Schülerinnen spätestens um 22 Uhr zu Hause sein. Kam eine doch zu spät, klopfte sie ans Fenster ihrer Kolleginnen um Einlass und flüsterte: „Unsere Vorgesetzten da oben (im oberen Stockwerk) müssen das nicht wissen.“ Worauf die Antwort aus dem Dunkeln kam: „Die da oben wissen es schon.“ Das klingt vielleicht etwas streng. Umgekehrt war es selbstverständlich, dass die examinierten Schwestern mit ihren Schülerinnen für die Prüfung paukten. Manchmal tanzten alle mitten in der Nacht, um die Müdigkeit zu verscheuchen und weiterzulernen.

Auch Schwester Elfriede Brassat, sie war von 1997 bis 2004 Oberin, erinnert sich an die Zeit, als sie gemeinsam mit Schwester Ilse ihre Ausbildung gemacht hat. Alle Schülerinnen mussten täglich das Wasser aus dem Arbeitsraum der Station holen und in die Patientenzimmer tragen, denn es gab dort kein fließendes Wasser. Wenn der Aufzug nicht funktionierte, trugen die jungen Frauen manchen frisch operierten Patienten behutsam von einem Stockwerk ins andere.

Später haben Schwester Ilse Wendel und Schwester Elfriede Brassat gemeinsam mit ihren Kolleginnen viele Jahre lang an der Krankenpflegeschule unterrichtet. Damals tobte noch der Kampf der Schülerinnen ge-

„Während meiner Ausbildung hatten die Jüngsten auf der Station das Vorrecht, in jedem Krankenzimmer die Abendandacht zu lesen und kurz zu beten. Es gab ja nach dem Krieg noch keine Übertragungsanlage. Dies fiel zuerst nicht leicht. Doch ich erlebte dabei nie Ablehnung, auch nicht im Männersaal mit 13 Betten. Es kam eher mal zum kurzen Gespräch. Oft trat die Frage nach der Andacht auf, wenn sie mal wegen Zeitmangel ausfallen musste. Da macht mir diese Aufgabe plötzlich richtig Freude und brachte mehr Nähe zu den Kranken. Das machte mich Gott gegenüber sehr dankbar.“

Diakonisse Annelotte Welker



Das ehemalige Schülerinnenwohnheim, heute Ärztehaus II

gen die Pflicht zum Rock. In ihrer Freizeit zogen sie heimlich die Röcke aus und die Hosen an. Schließlich trug die Jugend den Sieg davon: Den Mädchen wurde das Tragen von Hosen erlaubt. Aber das sind eigentlich Lappalien. Das Wichtigste für Schwester Elfriede war wohl: „Ich habe gesehen, wie junge Menschen selbständig wurden und Verantwortung übernahmen.“ Damit spricht sie bestimmt allen Diakonissen-Lehrerinnen aus dem Herzen.

Und heute? Heute zählen die Pflegerischen Schulen der Diakonissen Speyer-Mannheim 150 Ausbildungsplätze und bieten drei Abschlüsse an: Gesundheits- und Krankenpflege, Gesundheits- und Kinderkrankenpflege sowie Altenpflege. Jedes

Jahr beginnen 50 Schülerinnen und Schüler ihre Ausbildung. Dabei wechseln theoretischer Block-Unterricht und Praxis im Krankenhaus. In einem Modellprojekt der Bundesregierung erhalten die Schüler aller drei Fachrichtungen einen gemeinsamen Theorie-Unterricht nach generalistischem Konzept. Tanja Schaller, Diplom-Pädagogin an den Pflegerischen Schulen, sagt: „Die Schülerinnen und Schüler sind heute sehr neugierig.“ Seit 1993 gibt es zusätzlich eine Hebammenschule.

Natürlich haben sich die Lehrpläne und die Methoden in den vergangenen 150 Jahren sehr verändert. „Aber die Liebe zum Menschen ist gleich geblieben“, sagt Oberin Isabelle Wien. Sie hat Recht. ■



Hebammenausbildung früher und heute



Diakonissen in den Gemeinden

In der Gemeindediakonie liegen die Wurzeln der Diakonissen Speyer-Mannheim. Diesem Dienst an Menschen in Krankheit und Not im Auftrag Jesu Christi haben sich die Schwestern seit 150 Jahren verschrieben. Der Satz Jesu aus dem Matthäus-Evangelium, Matthäus 25,40, der Hausspruch der Diakonissen in Speyer, unterstreicht dies: „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“

Aus dem Plan der Pfälzer Protestanten zur Gründung des Speyerer Diakonissenhauses im Jahr 1859, neben den katholischen Barmherzigen Schwestern eigene Schwestern auszubilden und in die Städte und Gemeinden der Pfalz zu entsenden, entstanden ab 1860 erste Gemeindestationen in Zweibrücken, Pirmasens, Frankenthal und Kaiserslautern.

25 Jahre später fand in Mannheim eine ähnliche Entwicklung statt: Zunächst taten Schwestern aus Karlsruhe-Rüppurr ihren

Dienst in einer Gemeindestation. Nach Errichtung des Kranken- und Mutterhauses in Mannheim F7 betreuten Diakonissen Städte und Gemeinden in Nordbaden.

Diakonissenschwestern waren Ansprechpartner im Dienste der Menschlichkeit in pfälzischen, saarländischen, rheinischen und badischen Gemeinden. Sie unterstützten Familien in der Erziehung ihrer Kinder, kümmerten sich um die medizinische Versorgung der Kranken in den Gemeinden, halfen in der Säuglingspflege,





„Ich habe gern als Diakonisse in der Gemeinde gearbeitet, denn Gemeindegarbeit ist für mich die ‚Krone der Diakonie‘. Man ist nicht nur für den Patienten da, sondern für die Sorgen und Nöte der ganzen Familie.“

Diakonisse Charlotte Heiß

besuchten Einsame und begleiteten Sterbende in ihren letzten Stunden. Sie trösteten, sprachen Mut zu, linderten Schmerzen, pflegten geschundene Körper, behandelten Wunden, beteten, hielten Hände, fanden gute Worte in verzweifelten Lagen und schwiegen, wenn Worte nicht mehr helfen konnten. Sie standen Tag und Nacht bereit für die, die sie um Hilfe riefen – ohne Berücksichtigung von Religion oder Glaubensstand. Junge Diakonissen waren unermüdlich zu Fuß, auf dem Fahrrad, dem Moped und in jüngerer Zeit mit dem Auto in allen Jahreszeiten, bei jedem Wetter, in der Mittagshitze und in dunkler Nacht im ganzen Land dahin unterwegs, wo sie gebraucht wurden.

Von der Bevölkerung wurden die Frauen in der Tracht der Diakonissen für ihren selbstlosen Einsatz geachtet, ihnen wurden Wohnungsschlüssel ausgehändigt, ihnen wurde vertraut und vieles anvertraut. Im Krankheitsfall wurde zuerst nach den Schwestern gerufen, der Arzt wurde erst dann geholt, wenn die Diakonissen dazu rieten. Die Diakonissen gehörten zum vertrauten Bild in den Gemeinden. Menschen waren Mitglied im Krankenpflegeverein oder Diakonissenverein. Der Dienst der Schwestern war für sie dann kostenlos. Diakonissen wurden nach einem Sturz aus dem Bett geholt, zur Versorgung der Verstorbenen, zur Pflege

alter Menschen, Grippekranker, zu Diabetikern, Rheumatikern, chronisch Kranken oder wenn sich Bauersleut verhoben hatten. Waden-, Senf-, Alkohol- und Terpetin-Wickel kamen zum Einsatz, nach Hinweisen auf Verwahrlosung wurde die Fürsorge eingeschaltet und der Arzt über Krankheiten der Gemeindegmitglieder informiert. „Die Schwester kommt und hilft“, wurde ein Patient zitiert, der selbst im Angesicht des Todes der rechtzeitigen Ankunft der Diakonisse sicher war.

Nach ihrer Ausbildung in Krankenhaus oder Kindergarten wurden die Diakonissen vom Mutterhaus aus in die ihnen zugewiesene Gemeindegstation entsandt. Der örtliche Diakonissenverein stellte die Unterkunft, das Mutterhaus überwies das Taschengeld und Haushaltungsgeld an die leitende Schwester zur Austeilung an die Schwestern.

Hilfsmittel standen in den Anfangsjahren der Gemeindegarbeit nur wenige zur Verfügung, so dass das Improvisationstalent der Schwestern gefragt war. Sie funktionierten Betttücher zu Unterlagen um, ließen Bettgalgen vom ortsansässigen Schreiner anfertigen, spannten Wollschnüre zum Hochziehen für die Patienten, bastelten Kopfpolster aus Hockern, kochten gebrauchte Glasspritzen in der Gemeindegstation aus und ließen sich mancherlei zur Erleichterung der eigenen Arbeit sowie der Situation der Patienten einfallen.

Gemeinsam lebten die Schwestern in den Gemeindegstationen. Sie gehörten als feste Glieder zur Gemeindeg, der sie zu Beginn ihres Einsatzes im Sonntagsgottesdienst vorgestellt wurden. Angehörige alter und kranker Menschen entlasteten die Frauen in der Pflege. Abberufungen aus dem Mutterhaus zu einem anderen Einsatzort oder einer Weiterbildung empfanden viele Diakonissen als schmerzhaft Erfahrung, sie berichteten von tränenreichen Abschieden von Mitschwestern und Gemeindegmitgliedern.

Die kleine Gemeinschaft der Schwestern in den Gemeindegstationen beschreiben Diakonissen als Ort der Geborgenheit, der Fürsorge, des Rückhalts, der Ruhe und Sammlung, des Austauschs und Ausgleichs. Gemeinsam hätten sie den Tag mit einer Andacht begonnen, sich gegenseitig unterstützt, füreinander gekocht und ge-

sorgt, Freude und Leid geteilt. Als Quelle für Dienst und Leben haben die Stationen für die Diakonissen gegolten, von wo aus sie auszogen, um ihren Nächsten mit Herz und Hand zu dienen.

Von den 37 Schwestern, die 1874 den Speyerer Diakonissen angehörten, waren 14 in der Gemeindepflege tätig. Um 1900 arbeiteten 113 Schwestern in 37 Gemeindestationen in der Pfalz, 1937 hatte sich die Zahl der Gemeindestationen auf 180 erhöht, in denen 265 Diakonissen für die Kranken und Notleidenden der Städte und Gemeinden sorgten. Auch in der Zeit des Nationalsozialismus haben die Schwestern das Wort Gottes in die Häuser der Menschen getragen. 1959 arbeiteten 221 Schwestern auf 155 Stationen.

Schwester Ilse Kraus, Schwester Elsbeth Gabelmann und Schwester Ruth Brauch leben heute im Mutterhaus der Diakonissen Speyer-Mannheim. Sie erinnern sich, stellvertretend für die vielen Schwestern, die im Gemeindedienst tätig waren, an ihre gemeinsame Zeit in Pirmasens, wo sie zwischen 1951 und 1971 ihren Dienst als Gemeindegewestern getan haben. „Wir haben den Gottesdienst ganzheitlich verstanden“, beschreiben sie ihre vielfältigen

Aufgabengebiete, an denen sie als junge Frauen gereift und in ihrem Glauben bestärkt worden sind. „Aber ein Moped haben wir uns schon gewünscht“, erzählen sie von manch bedrohlicher Situation auf dem Nachhauseweg zu Fuß in dunklen Nächten. Drei fahrbare Untersätze hätten sie bald bekommen, sie zunächst allerdings nicht bedienen können, lacht Schwester Elsbeth im Gedanken an gescheiterte Fahrversuche.

Aus Lumpen hätten sie in den Nachkriegsjahren Armbinden für Verletzte gefertigt und „viele, viele Nächte“ an den Betten Sterbender verbracht. „Das hat viel Kraft und Herzblut gekostet“, berichten die Schwestern von der Zuwendung zu den Todkranken und gleichzeitig zu den verzweifelt trauernden Angehörigen. Oft hätten sie gemeinsam mit dem Sterbenden und seiner Familie gebetet. „Der für die Diakonissen gültige ganzheitliche Ansatz ist in solchen Situationen besonders stark gelebt worden.“ Als Fels in der Brandung seien sie bei den Pirmasensern angesehen worden. „Und doch haben wir uns in diesem Alter vor jedem Tod gefürchtet“, bekennen die Diakonissen heute, erklären aber gleichzeitig: „An den Sterbebetten haben wir unsere innere Haltung gefunden.“ Mit

„In den 70er Jahren war der Ruf nach Neuordnung der Gemeindekrankenpflege nicht mehr zu überhören. Es war die Zeit reif, dass auf der unteren Ebene sich die praktische Ökumene in der Pfalz der Arbeit annahm. ... Nach über 100 Jahren entstand die Möglichkeit, das getrennte Tun in einer gemeinsamen Aufgabe zu verwirklichen. Ökumenisch konzipierte Sozialstationen vereinen katholische Ordensleute, evangelische Diakonissen und diakonische Schwestern und freie Mitarbeiter zu segensreichem Tun.“

Diakonisse Ilse Kraus



„In den Jahren 1960 bis 1980 waren es Sorgen, die in den Gemeinden und Städten herrschten. Die schon lange in den Orten arbeitenden Diakonissen wurden alt, hatten ihren Feierabend längst verdient und wurden deshalb abgelöst. Doch eine Nachfolgerin konnte nicht mehr vermittelt werden. Es gab keine jungen Diakonissen, denn in dem aufstrebenden Wirtschaftswunder gab es viele Möglichkeiten, einen freien Beruf zu wählen. So suchte die Diakonissenanstalt mit dem Diakonischen Werk Abhilfe zu schaffen. In Abendkursen versuchte man den Angehörigen Hilfe bei der Pflege zu vermitteln. Doch konnte das kein Ersatz für die erfahrenen, sehr vermissten Diakonissen sein. So konnte mit der Landesregierung für willige Frauen und Männer eine Ausbildung als Krankenpflegehelfer mit staatlicher Prüfung vermittelt werden.

Es waren interessierte Personen, die mit Liebe, Eifer und Willen dies als Lebensberuf wählten. ... So hat Gott immer wieder Möglichkeiten, in Ausweglosigkeiten weiterzuhelfen.“

Eine Diakonisse

Verantwortung, Gefühl und Tatkraft hätten sie Tag um Tag ihren Dienst getan, der am Morgen um 7.30 Uhr begonnen habe und „irgendwann am Abend oder in der Nacht“ für ein paar Stunden zu Ende gegangen sei.

Schwester Wilma Ziegler, die in den Jahren von 1965 bis 1983 als Gemeindegeschwister in einer Gemeinde bei Schwetzingen tätig war und dort eine Diakonissen-Station aufgebaut hat, war „immer froh, wenn der Tod in der Nacht kam. Dann blieb mehr Zeit für die Begleitung.“

Hausbesuche galten für die Diakonissen als wesentlicher Bestandteil ihrer täglichen Arbeit, die auch an den Wochenenden nötig war. An jedem fünften Sonntag gab es einen freien Tag, „wenn es ging“, berich-

ten sie von ihrem Dienst rund um die Uhr. In einer Nacht hätten alle fünf Schwestern in Pirmasens an verschiedenen Betten gewacht, bestätigten Schwester Ilse, Schwester Elsbeth und Schwester Ruth. Trotz Müdigkeit kamen sie erst am Nachmittag zur Ruhe. Habe eine von ihnen an einem Tag „nur eine kleine Kraft“ gehabt, hätten die Mitschwestern ihre Aufgaben übernommen, weisen sie auf den großen Zusammenhalt der Gemeindegeschwister hin. Und dass „die Ilse den besten Kuchen gebacken hat“, haben sie auch bis heute nicht vergessen.

Die ständige Präsenz der Diakonissen in den Gemeinden habe viel bewirkt, sagt Schwester Wilma und erzählt von der großen Dankbarkeit der Menschen

Der Gutshof – Landwirtschaft nach den Bedürfnissen der Diakonissenanstalt

– 1925 nahm der Gutshof der Diakonissenanstalt den Betrieb auf. Aus kleinen Anfängen eines Hausgärtleins über einen großen Garten am Mutterhaus und ein kleines Ökonomiegebäude an der Diakonissenstraße mit einem Ziegenstall und einer Kuh entstand eine komplette fränkische Hofanlage mit Milch- und Futterküche, Siloräumen, Scheunen, Getreidespeicher, Garage, ein Muster- und Lehrbetrieb. In wirtschaftlich schwierigen Zeiten war der Hof eine feste Grundlage für die landwirtschaftliche Versorgung der Diakonissenanstalt. Auf 184 Morgen eigenem und gepachtetem Land arbeiteten unter der Leitung einer Diakonisse sechs Landwirte und mehrere weibliche Mitarbeiterinnen. Zur Feldarbeit waren zwei Pferde, eine Zugmaschine und ein Geräteträger im Einsatz.

Die Bewirtschaftung war auf die Bedürfnisse der Diakonissenanstalt abgestimmt: 18 Milchkühe lieferten hochwertige Milch für das Säuglingsheim und für die übrigen Einrichtungen. 80 Schweine lagen ständig auf Mast. In der eigens eingerichteten Schlachtküche wurden in regelmäßigen Abständen Großvieh und Schweine geschlachtet und den Küchen zugeteilt. Ein Hühnerhof mit fast 2.000 Hühnern deckte den gesamten Eierbedarf der Diakonissenanstalt. Vor allem die Diätküche im Krankenhaus benötigte das magere Geflügelfleisch.

100 Morgen Getreide wurden angebaut, damit die Anstaltsbäckerei über ausreichend Mehl verfügen konnte. In der Obstanlage von vier Morgen wurden Beeren, Kirschen und Pfirsiche angebaut.



„für die Menschlichkeit, die mit uns in ihre Häuser gezogen ist“. Zu Weihnachten habe sie Kaffee, Obst, Kuchen und einmal sogar Bier geschenkt bekommen. „Aber das habe ich verschenkt.“

Besonders gut kann sich Schwester Ilse an ihren plötzlichen Abschied aus Pirmasens erinnern: „Ich dachte, die Welt geht unter“, schildert sie ihr Entsetzen über die Abberufung nach Berlin. Viele Tränen habe sie diese Erfahrung gekostet. Heute weiß sie, dass sie überall gerne gewesen ist.

Für alle Schwestern war die Umstellung nach dem Einzug ins Speyerer Mutterhaus groß. „In den Gemeinden hatten wir viele Entscheidungen allein verantwortlich zu treffen. Hier sind wir eine von vielen“,

erklärt Schwester Ilse den neuerlichen Einschnitt im Leben der Diakonissen. Für Schwester Ruth ist das Leben im Mutterhaus „nach 53 Jahren außer Haus bis heute nicht immer einfach“.

Dass sie durch Wort und Tat zahlreiche Anstöße in den Gemeinden geben konnten, in denen sie zum Wohle der Menschen gewirkt haben, macht die Schwestern stolz. Ohne die Kraft ihres Glaubens wäre ihnen dieses Leben versagt geblieben, haben sie erkannt. Sie erinnern sich gerne an ihre Zeit als Gemeindeschwestern, erzählen gerne Anekdoten und werden noch heute von Menschen besucht, denen sie helfen konnten. Sie genießen ihren Feierabend im Mutterhaus. Aber im Herzen sind sie alle Gemeindeschwestern geblieben. ■

„Wichtig war mir immer meine Arbeit in der Gemeinde gut zu machen. Den Patienten zu helfen, so gut ich konnte.“

*Diakonisse
Elsbeth Gabelmann*

Über Jahrzehnte lieferte der Gutshof als Wirtschaftsbetrieb, neben anderen Betrieben wie Bäckerei, Schuhmacherei und Wäscherei, einen nicht unerheblichen Beitrag für die Grundversorgung der Schwestern und der durch sie geführten Einrichtungen. Ende der 1960er Jahre, als das Krankenhaus neu gebaut wurde, stellte der Gutshof allmählich den Betrieb ein. In den Gebäuden sind jetzt die Büros von Architektur und Technik und die Werkstätten der Elektriker, Maler und Schreiner untergebracht. Letztes Überbleibsel des ursprünglichen Gutshofes ist heute die Gärtnerei der Diakonissen Speyer-Mannheim. Der große Park des Mutterhauses und die Grünanlagen der Einrichtungen werden durch sie gepflegt. Sie halten die Erinnerungen an die vergangenen Zeiten wach.





125 Jahre Diakonissenmutterhaus Mannheim

Bereits 1867 begannen Diakonissen aus Karlsruhe-Rüppurr im Mannheimer „Kinnerspitalche“ mit der Pflege kranker Kinder. Aber es dauerte noch bis 1884, bis in F7 das Mannheimer Mutterhaus gegründet wurde. Nach über zehn Jahren Kinderkrankenpflege durch Karlsruher Schwestern wurde beschlossen, das Kinderhospital zu erweitern und auch erwachsene Patienten zu betreuen. Zur gleichen Zeit wurden die bis dahin im Kinderkrankenhaus tätigen Schwestern nach Karlsruhe zurückbeordert. In der Folge wurde die Mannheimer Bevölkerung aufgerufen, „die Einrichtung eines Diakonissenkrankenhauses mit Krankenpflegeausbildung“ zu unterstützen und zu fördern. Der Gedanke, für Erwachsene ein Spital zu bauen, fand so überwältigenden Anklang, dass die nötige Summe von 50.000 Mark für das Krankenhaus und 33.000 Mark für den Bauplatz sehr bald zur Verfügung stand.

Am 26. Juni 1884 wurde das neue Gebäude eingeweiht. Als Hausspruch im Sinne eines Bekenntnisses und einer Selbstverpflichtung gab Pfarrer Theodor Greiner dem Haus und seiner Schwesternschaft das Bibelwort aus 1. Johannes 4,19 mit: „Lasset uns (ihn) lieben, denn er hat uns zuerst geliebt.“

Mit der Einweihung des Mutterhauses und Krankenhauses wurde die erste Oberin des Hauses eingesegnet. Katharina Horn leitete zwei Jahre die Geschicke der

Mannheimer Schwesternschaft, der schon bald nach Gründung 12 Probeschwestern beitraten.

In den darauf folgenden Jahren entwickelte sich das Mannheimer Mutterhaus stetig fort und expandierte unter Einbeziehung weiterer nordbadischer Gemeinden über das Mutter- und Krankenhaus hinaus. Für die im Kinderhospital behandelten Kinder, die eine Nachkur benötigten, wurde 1887 ein Kinderkurheim im Solbad Rapp nau gebaut, in dem Kinder während ihrer vier- bis sechswöchigen Kuren von Diakonissen betreut wurden.

Eine weitere Vergrößerung des Werkes brachte die Errichtung der ersten Gemeindecrankenpflegestation mit eigenen Diakonissen in Mannheim-Neckarau. Im Mutterhaus wurde in derselben Zeit, 1891, ein erster hauptamtlicher Hausgeistlicher neben der Oberin in die Leitung berufen. Pfarrer Friedrich Herrmann führte das Haus aber nur wenige Jahre gemeinsam mit Oberin Katharina Horn. Nachdem eine konstruktive Zusammenarbeit der beiden ausgeprägten Persönlichkeiten nicht mehr möglich war, verließen Oberin und Vorsteher 1896 das Werk und mit ihnen 26 Schwestern, die sich teilweise dem Straßburger Mutterhaus anschlossen.

In der Folge gab es verschiedene Oberinnen und Vorsteher, aber erst mit der Einführung von Oberin Antoinette von Carisien 1902 konnte sich das Werk kraftvoll weiter entwickeln.

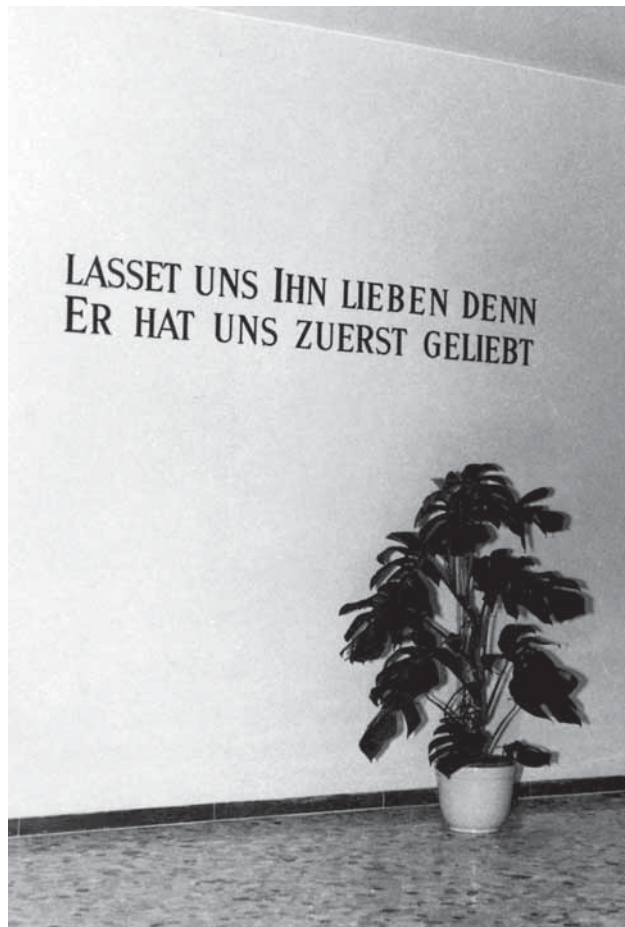
Bereits zehn Jahre später folgte die nächste Hürde. Die Witwe des in Mannheim hoch angesehenen Geheimrats Heinrich Lanz hatte 1905 dem Diakonissenhaus 600.000 Mark zum Bau eines neuen und modernen Krankenhauses angeboten. Doch dieser Plan zerschlug sich durch die Auflage der Spenderin: „In dem neu zu errichtenden Krankenhaus soll jeder Einfluss in religiöser Beziehung auf die Kranken unterbleiben.“ Diese Bedingung

war und ist für ein evangelisch ausgerichtetes Krankenhaus nicht akzeptabel, was allerdings bei Familie Lanz wie auch in der Öffentlichkeit auf Unverständnis stieß. Worte wie „Engherzigkeit“ und „intolerante Schroffheit“ machten die Runde, und es ging sogar so weit, dass dem Mutterhaus der Erwerb eines Grundstückes auf dem Lindenhof verweigert wurde.

Wie so häufig setzte auch diese Krise Kräfte frei. Für das Mutterhaus tat sich kurz danach ein neues Arbeitsfeld auf. In Herrenalb wurde auf Initiative von Oberin Antoinette von Carisien das Schwesternerholungsheim Friedenshöhe errichtet und 1908 eingeweiht. Es sollte den Diakonissen bei der Erfüllung ihres diakonischen Auftrages eine Hilfe sein und die Gemeinschaft untereinander intensivieren und fördern. Außerdem stand es von Anfang an auch freien Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für Rüstzeiten und Fortbildungsmaßnahmen offen.

Einigermaßen erholt und mit einer stabilen Schwesternschaft gerüstet, machte der Erste Weltkrieg vorläufig allen Ausbau- und Erweiterungsplänen ein jähes Ende. Das Diakonissenkrankenhaus wurde Kriegslazarett. Es mussten 21 Zimmer mit 74 Betten für verwundete Soldaten zur Verfügung gestellt werden. Darüber hinaus musste das Mutterhaus in dieser schweren Zeit auf seinen Vorsteher verzichten, da Pfarrer Haag sich freiwillig zum Wehrdienst gemeldet hatte. Er konnte sich erst ab 1918 wieder mit vollem Einsatz dem Werk widmen.

Die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen war eine Phase des stetigen Auf- und Ausbaus des Werkes. Das Arbeitsfeld Krankenpflegeausbildung fand eine wichtige Bestätigung in der Eröffnung einer staatlich anerkannten Krankenpflegeschule. Die Schwesternschaft erreichte im Jahr 1937 mit 205 Diakonissen ihre Höchstzahl. Der Erweiterungsbau des Krankenhauses im Luisenring wurde in Angriff genommen. In drei auswärtigen Krankenhäusern in Wertheim, Weinheim und Adelsheim übernahmen Diakonissen aus Mannheim den Pflegedienst. Die Zahl der Gemeindepflegestationen in Nordbaden wuchs auf 51 Stationen. Die Diakonissen wurden in den 1920er und 30er Jahren zum festen Bestandteil der Arbeit in Krankenhäusern



Hauspruch der Mannheimer Diakonissen



Operationssaal im Krankenhaus in F7

Oberinnen Mannheim

1884 – 1896

Katharina Horn

1902 – 1923

Antoinette von Carisien

1924 – 1942

Emma Sichart

1943 – 1965

Martha Staap

1965 – 1981

Lieselotte Hofmann

1981 – 1987

Elfriede Brandt



Vorsteher Mannheim

1884 – 1901

Kirchenrat Theodor Greiner

1901 – 1909

Pfarrer Julius Kühlewein

1909 – 1922

Pfarrer Friedrich Haag

1922 – 1949

Pfarrer Wilhelm Schul

1949 – 1963

Pfarrer Dr. theol. Otto
Bangerter

1963 – 1975

Pfarrer Wolfgang Lorenz

1975 – 1983

Pfarrer Gernot Ziegler

1983 – 1985

Pfarrer Folkher Witter

1986 – 1999

Pfarrer Engelbert Kranz

und Gemeindestationen. Sie wurden von Patienten und Gemeindemitgliedern hoch geschätzt. Die „Hauben“ prägten das Gesicht dieses kirchlich-diakonischen Zweiges der sozialen Arbeit in der Gesellschaft.

Seit 1938 gab es auch im Mannheimer Mutterhaus eine Verbandsschwesternschaft (heute Diakonische Schwestern), die sich aus den bisherigen Hilfsschwestern rekrutierte. Durch die Einbindung der Verbandsschwesternschaft wurden die Schwestern davor bewahrt, an die NS-Schwesternschaft angeschlossen zu werden. Sie standen durch die Verbindung mit dem Mutterhaus unter dessen Schutz. Im Laufe der Jahre wurde daraus eine volle Integration ins Mutterhaus.

Wie schon der Erste, so setzte auch der Zweite Weltkrieg allen Expansionsplänen der Zwischenkriegsjahre ein brutales Ende. Nicht nur mussten Schwestern wieder die Pflege verwundeter Soldaten übernehmen, die Diakonissen wurden durch die Zerstörung von Mutter- und Krankenhaus durch Fliegerangriffe in den Jahren 1943 bis 1945 auch gezwungen, Mannheim vorübergehend zu verlassen. Sowohl das Mutterhaus als auch das Krankenhaus fanden zunächst eine Bleibe im Gebäude der Realschule in Ladenburg. Knapp fünf Jahre lebten und arbeiteten die Mannheimer Schwestern dort, bevor

sie im Dezember 1949 in die Lüttich-Kaserne im Ulmenweg in Mannheim-Käfertal zogen. Nachdem der Verwaltungsrat schon 1946 beschlossen hatte, auf einen Wiederaufbau am alten Platz in F7 zu verzichten, gelang es nach langen und schwierigen Verhandlungen mit den amerikanischen Militärbehörden, die drei Kasernenbauten in Käfertal zu erwerben, die zu einem Mutterhaus und zwei Krankenhausbauten umgebaut wurden.



Oberin Martha Staap



Richtfest des Mutterhauses in der Belchenstraße 1959



Einzug von Jubiläumsschwestern mit Pfarrer Lorenz und Oberin Lieselotte Hofmann

Nach der Inbetriebnahme herrschte dort reges Treiben, die Schwesternschaft wuchs: Beim Jahresfest 1952 waren acht Einsegnungen zu verzeichnen, so dass die Gesamtzahl der Diakonissen wieder auf 166 Schwestern anstieg.

Im selben Jahr stand dem Mannheimer Mutterhaus allerdings die nächste Veränderung ins Haus. Im August 1952 forderten die Amerikaner die Lüttich-Kaserne für ihre

Zwecke zurück. Nach zähen Verhandlungen und dem erneuten Einsatz der Mannheimer Bevölkerung für die Diakonissen nahmen die Amerikaner zwar Abstand von ihren Forderungen, allerdings bedeutete das fürs Mutterhaus nur einen Aufschub des Problems. Schon wenige Jahre später, 1957, beanspruchte die Bundesrepublik aufgrund der Entscheidung zum Aufbau der Bundeswehr die alten Kasernen, das neue Heim der Diakonissen, für sich.

„Nach meiner Ausbildung zur Fürsorgerin war es mir ein Bedürfnis, in einer christlichen Gemeinschaft zu leben. Im Diakonissen-Mutterhaus in Mannheim konnte ich meine erworbenen Kenntnisse einsetzen und erweitern und in froher Gemeinschaft unseren Dienst tun.“

Diakonisse Elisabeth Schenk



In der Lüttich-Kaserne lebten und wirkten die Mannheimer Diakonissen 1949 bis 1960

„Für meine Arbeit im Mutterhaus Mannheim lag mir die Stärkung des geistlichen Lebens der Schwestern am Herzen. Mir war es außerdem ein Anliegen, ihnen die Bedeutung des Mutterhauses als Heimat nahezubringen.“

Diakonisse Elfriede Brandt

Der Vorstand der Mannheimer Diakonissen entschied sich daraufhin nach heftigem Ringen für das Wagnis eines Neubaus auf dem Lindenhof – 52 Jahre nachdem ihnen der Bauplatz dort verweigert worden war. Schon im Oktober 1959 feierten die Diakonissen das Richtfest des neuen Mutterhauses in der Belchenstraße und im Mai 1960 das Richtfest des neuen Krankenhauses in der Speyerer Straße. 1961 weihte Landesbischof Dr. Julius Bender beide Einrichtungen ein.

Auch in den darauf folgenden Jahren der erfolgreichen Etablierung und großen Akzeptanz des modernen Krankenhauses mit



Das Mannheimer Diakonissenhaus



Mannheimer Diakonissen 2009

den Abteilungen Chirurgie, Urologie, Gynäkologie, Innere Medizin und Hals-Nasen-Ohren-Heilkunde blieben die Sorgen um das Werk nicht aus. Zum einen gab es seit 1970 keinen Eintritt mehr ins Mutterhaus, so dass sich die Zahl der Diakonissen von 205 im Jahre 1937 auf 126 im Jahr 1975 verringerte. Zum anderen führte die wirtschaftliche Entwicklung dazu, dass das Krankenhaus in eine selbständige Rechtsform, eine GmbH, ausgegliedert wurde.

Die zurückgehende Kinderzahl und medizinische Vorsorgemaßnahmen sorgten dafür, dass das Kindersanatorium Siloah in Bad Rappenau geschlossen werden musste. Später traten die durch den Staat etablierten und teilweise mitfinanzierten Sozialstationen an die Stelle der Gemeindegrenzenpflegestationen der Diakonissen. Die sinkende Schwesternzahl in Mannheim und anderen Mutterhäusern führte schließlich zur Schließung des Erholungsheims Friedenshöhe in Bad Herrenalb.

1989 beteiligte sich das Mannheimer Mutterhaus an der Seniorenresidenz Niederfeld. Um das Diakonissenkrankenhaus nach staatlich verordneter Bettenreduktion in den Krankenhäusern zu sichern, kam es 1999 zur Fusion mit dem Heinrich-Lanz-Krankenhaus, das Diakonienkrankenhaus entstand. Es umfasst heute 470 Akut-Betten sowie 66 Betten in der Klinik für geriatrische Rehabilitation. Etwa 700 Mitarbeitende sorgen dafür, dass die Patienten in den Kliniken für Anästhesie, Chirurgie, Innere Medizin, Neurologie, Radiologie und Urologie sowie in der Frauenklinik und der Geriatrischen Rehabilitationsklinik auf höchstem medizinischen und technischen Niveau in der Tradition der Diakonissen versorgt werden.

Diakonissen und Diakonische Schwestern und Brüder kümmern sich mittlerweile weiter ehrenamtlich um Patientinnen und Patienten. 2004 schloss sich das kleiner werdende Mannheimer Mutterhaus mit dem Speyerer Mutterhaus zusammen. Im Jahr 2007 schließlich zogen die 18 verbliebenen Diakonissen in ihre neue Speyerer Heimat, und es entstanden die „Diakonissen Speyer-Mannheim“. ■



Kinder- und Jugendhilfe

„Franziska lebt im Heim, aber wo ist das Heim?“ war im September 2002 eine Pressemeldung der Evangelischen Diakonissenanstalt Speyer überschrieben. Es ging darin um „Dezentralisierung“, um die konsequente Entwicklung von einem klassischen Kinderheim mit Gruppenräumen an langen Fluren zu einer zeitgemäßen Betreuung in kleinen Wohngruppen für je acht bis zehn Kinder oder Jugendliche.

Der psychologische Beratungsdienst mit Eltern- und Familienberatern wurde aufgebaut und die Rückführungsarbeit als Schwerpunkt des Betreuungsprozesses eingeführt. Parallel erfolgte der Ausbau ambulanter und teilstationärer Angebote, etwa in Form von Tagesgruppen, Sozialpädagogischer Familienhilfe, Therapie bei Lernleistungsstörungen und Teilleistungsstörungen, Erziehungsbeistandschaften, intensivem Clearing.

Die Anfänge der Betreuung von Kindern und Jugendlichen der Diakonissen Speyer-Mannheim gehen ins Jahr 1900 zurück. Als

Teil des neugebauten Kinderkrankenhauses wurde ein „Pflegebereich für 120 hilfsbedürftige, aber noch bildungsfähige Kinder“ aufgebaut, den eine großzügige Spende von Heinrich Hilgard ermöglichte.

Im 20. Jahrhundert spiegelte sich die gesellschaftliche und politische Entwicklung in Deutschland in den Geschichten des Kinderheims wider. Nach dem Ersten Weltkrieg waren weit über 150 Kinder mit massiven körperlichen und geistigen Unterentwicklungen in unserem Heim untergebracht. Während der Zeit des Nationalsozialismus wurden viele Kinder aus den Heimen geholt und vorwiegend bei deutschnational gesinnten Familien in Pflege gegeben. Kirchliche Kinderheime waren nicht erwünscht, da sie sich nicht in gleichem Maße gleichschalten ließen wie staatliche Einrichtungen. Übergriffe staatlicher Stellen auf die Heimerziehung konnten zwar nicht verhindert, aber oft in ihren Auswirkungen eingedämmt werden. Das Kinderheim meldete beispielsweise 1936 an die entsprechenden Stellen, dass keine Unfruchtbarmachungen durchgeführt würden. Eine Teilnahme der Mädchen an Veranstaltungen des BDM (Bund Deutscher Mädel) konnte hingegen nicht verhindert werden, da die Kinder von der

Organisation direkt geholt und zurückgebracht wurden.

Dank des anstaltseigenen Gutshofes war während des Krieges wenigstens die Grundversorgung mit Lebensmitteln gesichert.

Nach dem Zweiten Weltkrieg stellten uneheliche „Besatzungskinder“ einen zahlenmäßig großen Teil der in unserem Heim Betreuten dar.

Ab den 1950er Jahren war das Kinderheim mit 80 bis 100 Plätzen belegt, bis das Haus Mitte der 1960er Jahre in zwei Wohnungen pro Stockwerk mit separaten Eingängen und Gruppen mit je 12 bis 15 Kindern umgebaut wurde.

Seit Beginn der siebziger Jahre pendelte sich die Platzzahl bei etwa 35 Kindern ein.

1991 wurde das Jugendwohlfahrtsgesetz durch das Kinder- und Jugendhilfegesetz abgelöst, Fürsorgeerziehung und freiwillige Erziehungshilfe gehörten der Vergangenheit an. Stattdessen sollte nun eine „Hilfe zur Erziehung“ geleistet werden, die von den Sorgeberechtigten beantragt wird, die darauf einen Rechtsanspruch haben. Eine

Unterbringung von Kindern und Jugendlichen gegen den Willen der Sorgeberechtigten ist seitdem im Zuge der so genannten Inobhutnahme nach § 42 Kinder- und Jugendhilfegesetz nur noch dann möglich, wenn ein Kind oder Jugendlicher um Obhut bittet oder eine dringende Gefahr für das Wohl des Kindes oder des Jugendlichen die Inobhutnahme erfordert.

Es fand ein Paradigmenwechsel statt, der auch in unserer Einrichtung schrittweise umgesetzt wurde. War bisher die Heimunterbringung eines Kindes bei erzieherischen Defiziten das letzte Mittel, wurde nun eine Vielzahl von Beratungs- und Betreuungsformen geschaffen, die den jeweiligen Erfordernissen der Kinder und ihrer Familien besser gerecht werden sollten.

1993 entstanden die ersten Tagesgruppen im Kinderheim, 1996 wurden in Kooperation mit dem Jugendwerk St. Joseph weitere aufgebaut. In enger räumlicher, pädagogischer und fachlicher Verknüpfung mit den Tagesgruppen wurde eine Schule für Erziehungshilfe (Förderschule mit dem Schwerpunkt soziale und emotionale Entwicklung) im Grundschulbereich als Außenstelle der Jakob-Reeb-Schule Landau eingerichtet. 1997 wurde die



Sozialpädagogische Schülerhilfe zur Beratung und Therapie von Kindern mit Teilleistungsschwächen und 1998 die Sozialpädagogische Familienhilfe integriert.

Auch die nun „stationäre Betreuung“ genannte Arbeit in Heimen veränderte sich. Bereits 1992 wurde die erste Außenwohngruppe gegründet. In den Folgejahren zogen konsequent alle weiteren Heimgruppen in Häuser im Stadtgebiet, so dass heute der Begriff „Außenwohngruppen“ abgeschafft werden kann, weil keine „Innenwohngruppen“ mehr vorhanden sind.

Seit 2001 besteht der Fachbereich Kinder- und Jugendhilfe aus den Teilbereichen Speyer und Westpfalz-Haardt. Hinter der Ortsbezeichnung Westpfalz-Haardt steht die Jugendhilfearbeit der ehemaligen Evangelischen Heime Diemerstein. Auch hier war es zuvor zu einer konsequenten Dezentralisierung und Verlagerung der Arbeit aus dem Diemersteiner Tal bei Frankenstein in den Landkreis Kaiserslautern und die Stadt Neustadt gekommen. Im Jahr 2003 wurde der Stützpunkt Diemerstein aufgegeben, da er den aktuellen Erfordernissen sozialräumlich und baulich nicht mehr entsprach.

Mit der Dezentralisierung veränderte sich die inhaltliche Orientierung der stationären Betreuungsarbeit. Rückführungsarbeit und Familienberatung sind zu zentralen Aufgaben geworden, die Wohngruppen sind vorübergehende sichere Orte für Kinder, eine Heimat auf Zeit. Für ältere Jugendliche werden lebenspraktische Trainings mit dem Ziel der Selbständigkeit zur vordringlichen Aufgabe. Nach dem Motto „Begleitung der Veränderungsschritte und Hilfe aus einer Hand“ können von den Mitarbeitern und Betreuungsteams an die stationäre Hilfe anschließende ambulante Betreuungen in Form des Betreuten Wohnens in eigens angemieteten Appartements solange geleistet werden, bis der Jugendliche oder junge Erwachsene auf eigenen Füßen stehen kann.

Diese Veränderungen schmälern nicht die Würdigung der Leistung, die die Heimerziehung bis in die achtziger Jahre im Rahmen ihrer damaligen Möglichkeiten erbracht hat. Stellvertretend für die Heimerziehung in den letzten Jahrzehnten sei aus der „Erinnerung eines Ehemaligen“ zitiert,

der im August 1969 im damaligen Kinderheim aufgenommen und als junger Erwachsener entlassen wurde. Über die Anfangszeit schreibt er: „Die Erziehung war, soweit ich mich erinnere, streng, und auf diszipliniertes Verhalten wurde sehr großen Wert gelegt. Autoritär wurden die Kinder gelenkt und mit Druck zum unauffälligen Funktionieren gedrillt.“

Aus späteren Jahren erinnert er sich an das Bemühen, „uns Kindern ein gemütliches Zuhause zu schaffen und ... hauptsächlich den Kleineren ein warmes Gefühl der Geborgenheit zu geben und eine behagliche Atmosphäre zu schaffen“. Er resümiert: „Soviel kann nicht falsch gemacht worden sein, denn ich bin ein zufriedener Mensch geworden. Ich habe einen guten Beruf, eine Frau, drei Kinder, einen Hund ...“. Der Bericht schließt mit der Feststellung: „Ich bin der festen Überzeugung, dass nicht erst heute, in einer Zeit, in der stationäre Jugendhilfe nichts mehr mit dem alten Verwahrsystem meiner Kindheit zu tun hat, Leben im Heim nicht unbedingt die schlechtere Alternative zum Leben in einer Problemfamilie ist.“

Heutige Jugendhilfe versucht auch bei den Diakonissen Speyer-Mannheim nicht nur, die Kinder in einer stationären Umgebung zu fördern und positive Beiträge zu ihrer Persönlichkeitsentwicklung zu leisten. Unser Anspruch ist es, Familien und Herkunftssysteme der Kinder und Jugendlichen so zu stabilisieren und zu entwickeln, dass die Kinder und Jugendlichen im familiären Rahmen angemessen gefördert werden können.

Betrachten wir die Geschichte des Mädchens, von dem eingangs die Rede war.

Franziska ist ein fröhliches und freundliches Mädchen von 14 Jahren. Bis vor einem Jahr hat sie bei Pflegeeltern gelebt. Dorthin war sie mit vier Jahren gekommen. Damals war ihre Mutter, die Franziska schon mit 18 Jahren zur Welt gebracht hatte und sich zunächst sehr um das Mädchen bemüht hatte, in eine Welt von Alkohol und Drogen abgerutscht.

Bei den Pflegeeltern fand Franziska eine Ersatzfamilie, die es ihr ermöglichte, ihre

„Ich habe mein Hobby zum Beruf gemacht. Kinder waren schon immer meine Freude. Als Diakonisse konnte ich mit viel Freude auch in sehr schweren Situationen in Kindergärten und im Heim mit Kindern und Jugendlichen arbeiten. Dafür bin ich Gott dankbar.“

Diakonisse Irene Portuné

Mutter weiterhin zu sehen. Doch die Angst, verlassen zu werden, hat Franziska nie losgelassen. So priesackte sie ihre Pflegeeltern immer wieder mit den unglaublichesten Vorfällen, mit denen sie die unausgesprochene „Testfrage“ stellte: Haltet ihr mich aus, liebt ihr mich auch noch, wenn ich nicht mehr liebenswert bin?



Oft kam sie zu den vereinbarten Zeiten nicht nach Hause. Gelegentlich schwänzte sie die Schule. Sie stieg im Park auf Bäume und musste von der Feuerwehr „gerettet“ werden. Sie nahm sich den Schlüssel ihres Pflegebruders und fuhr mit dessen Motorroller bei Nachbarn in den Gartenzaun. Nachdem der Kontakt zur leiblichen Mutter für eine Weile abgebrochen war und diese nicht aufzufinden war, trampelte sie am Wochenende nach Stuttgart, weil ihr jemand gesagt hatte, dass die Mutter dort lebe.

In der Pubertät nahmen diese Vorfälle an Intensität und Häufigkeit zu. Erschöpft und verzweifelt mussten die Pflegeeltern schließlich eingestehen, dass sie am Ende ihrer Möglichkeiten und Kräfte waren. Ambulante Betreuungsformen in Gestalt von Sozialpädagogischer Familienhilfe und einer Kinderpsychotherapie hatten nicht dahin geführt, dass sich ihr Verhalten änderte.

Nach Beratungsgesprächen beim örtlichen Jugendamt wurde Franziska schließlich in einem Kinder- und Jugendheim aufgenommen. Es sollte ein Heim sein, das eng mit den Eltern bzw. Pflegeeltern zusammenarbeitet. Die gewachsene und trotz aller ak-

tuellen Spannungen gute Beziehung zwischen Franziska und ihren Pflegeeltern sollte weiter erhalten und gefördert werden, nur eben von aktuellen Konflikten entlastet. Um dies zu gewährleisten, fragte das Jugendamt in der Kinder- und Jugendhilfe der Diakonissen Speyer-Mannheim an, ob Franziska hier stationär betreut werden könne. Pflegeeltern und Franziska äußerten sich bei der ersten Besichtigung überrascht. Sie hatten sich ein Kinderheim mit hohen Mauern, Schlafsälen und Massenabfertigung vorgestellt. Doch was sie sahen, war ein einfaches, liebevoll eingerichtetes Wohnhaus mit Doppelzimmern für die jüngeren und Einzelzimmern für die älteren Kinder, einer gemütlichen Wohnküche, einer Kuschelecke und einer überschaubaren Gruppe von Kindern und Betreuern.

Drei Jahre lebte Franziska in der Wohngruppe, machte den Hauptschulabschluss und begann eine Ausbildung. Für eineinhalb Jahre wurde sie anschließend noch im Rahmen des Betreuten Wohnens begleitet. In der ersten Zeit kam es immer wieder zu heftigen Krisen, bei denen Franziska auch uns testete. Drogenkonsum und Alkoholmissbrauch, heimliches Einschleusen junger Männer und ein Parasuizid waren darunter, der als Appell zu verstehen war, Zuwendung zu erhalten.

Einige Jahre nach Abschluss der Betreuung resümiert Franziska: „Im Nachhinein muss ich sagen, dass es wohl nicht immer einfach war und man manchen Streit ausgefochten hat, aber es hat mir sehr geholfen, mein Leben in geregelte Bahnen zu bekommen. Ich habe wieder Kontakt zu meinen Eltern, habe meine Berufsausbildung gut abgeschlossen und wohne in meiner eigenen Wohnung. Auch die Probleme, die ich am Anfang hatte und die mitverantwortlich waren, dass ich in die Außenwohngruppe kam, sind bewältigt.“

Aktuell werden etwa 250 Kinder, Jugendliche und Familien von der Kinder- und Jugendhilfe der Diakonissen Speyer-Mannheim betreut, manche 24 Stunden am Tag und 365 Tage im Jahr, manche mit zwei Stunden wöchentlicher Therapie. Zählt man die etwa 260 Kinder in den beiden Kindertagesstätten und dem Hort hinzu, ergibt sich die stolze Zahl von über 500 Kindern, für die wir Leistungen im Rahmen des Kinder- und Jugendhilfegesetzes erbringen. ■

Von der Kleinkinderbewahranstalt zum Waldkindergarten

140 Jahre Kindergartenarbeit bei den Diakonissen in Speyer

Kindertagesstätten, wie wir sie heute kennen, gab es im frühen 19. Jahrhundert kaum. 1830 zählte man in Deutschland lediglich 18 solcher Einrichtungen, 1848 waren es 500 und 1917 immerhin schon 7.500. Kirchlich engagierte Männer und Frauen haben maßgeblich dazu beigetragen, dass sich der Gedanke durchsetzte, für Kinder könnten Betreuung, Bildung und Erziehung auch außerhalb der Familie gut sein.

Ausschlaggebend für die rasante Entwicklung der Kinderbetreuung außerhalb der Familien war die wirtschaftliche und soziale Not in Arbeiterfamilien zu Beginn des Industriezeitalters. Sie traf die Kinder besonders hart. Ein drängendes Problem der Zeit war ihre soziale Verwahrlosung. Darauf reagierten zuerst Frauen und Männer aus bürgerlich-christlichen Kreisen, die in dieser Arbeit einen diakonischen Auftrag sahen.

Vor allem zwei Personen prägten die frühe Entwicklung der öffentlichen Kleinkindererziehung: Theodor Fliedner und Friedrich Fröbel.

Pfarrer Theodor Fliedner gründete 1836 in Kaiserswerth bei Düsseldorf das erste Diakonissenmutterhaus und gleichzeitig eine christliche Kleinkinderschule. In ihr wurden verwahrloste Kinder körperlich versorgt und gepflegt und erfuhren eine sittlich-religiöse Erziehung. Denn Fliedner sah neben einer körperlichen auch eine geistliche Verwahrlosung, der er mit erzieherischen und religionspädagogischen Mitteln begegnen wollte.

Schon zu Lebzeiten Fliedners gab es zum Teil heftige Kritik an der verschulten und religiös überladenen Erziehung in den christlichen Kleinkinderschulen. Einer der





Kritiker war Friedrich Fröbel. Er gab der vorschulischen Erziehung den Namen Kindergarten. Auch der Kindergarten im Sinne Fröbels ruhte auf einem religiösen Fundament.

derschulen in Pirmasens, Kaiserslautern, St. Ingbert und Frankenthal, setzte sich fort in der Übernahme der städtischen Kleinkinderbewahranstalt im Bauhof in Speyer 1869 und wurde schnell in vielen Gemeinden der Pfalz betrieben. Schon 1865 arbeiteten sieben von 15 Schwestern in Kinderschulen in den Gemeinden. Bis zu einem Viertel der Diakonissenschwestern war künftig in vielen

„Der Entschluss, Diakonisse werden zu sollen, hatte für mich persönlich einen langen Umweg. Er war mir bestimmt, und ich wollte gehorchen und habe ihn nie bereut, trotz gelegentlicher Schwierigkeiten, die es auch gab. ... Sehr gerne war ich bei den Kindern und Müttern im Kindergarten, besonders wichtig war mit das Erzählen der biblischen Geschichte. Sie wirkte hinein in die Familien und hat vielleicht auch ein wenig Frucht gewirkt.“

Diakonisse Lydia Braun

Die Kindergartenarbeit der Speyerer Diakonissenanstalt entwickelte sich in Anlehnung an Fliegners Konzept. Sie begann mit Kin-

Bildung von Anfang an Fachschule für Sozialwesen

– Die Fachschule für Sozialwesen ist eine staatlich anerkannte private evangelische Berufsbildende Schule. Die Schule, die heute Erzieherinnen und Erzieher sowie Sozialassistentinnen und -assistenten ausbildet, ist fast so alt wie das Diakonissenmutterhaus in Speyer.

Im 19. Jahrhundert hat sich durch den Einsatz kirchlich engagierter Männer und Frauen der Gedanke durchgesetzt, dass für Kinder Betreuung, Bildung und Erziehung auch außerhalb der Familie gut ist. Wichtige frühe Wegbereiter von „christlichen Kleinkinderschulen“ und „Kindergärten“ waren Johann Friedrich Oberlin, Theodor Fliegnier, Regine Jolberg und Friedrich Fröbel.

Sie schufen zugleich mit den Kindergärten Ausbildungsstätten für Erzieherinnen, Fliegnier etwa gründete Diakonissenhäuser für Kinderpflege, die junge Frauen als Schwestern für die Kindergartenarbeit ausbildeten. Regine Jolberg gründete ein Diakonissenhaus für Kinderpflegerinnen. In seine Kindergärtnerinnenseminare nahm Fröbel ebenfalls nur Frauen auf, da er der Meinung war, ihre „natürliche Mütter-

lichkeit“ sei eine gute Vorbedingung für die Erziehung von Kindern.

In diesen Ausbildungstraditionen wurde neben der Vermittlung fachlichen Wissens und methodischen Könnens hoher Wert auf die Persönlichkeitsbildung der angehenden Erzieherinnen gelegt.

Die Fachschule für Sozialwesen in Speyer hat sich in Anlehnung an diese Traditionen entwickelt. Diakonissen wurden seit Ende der 1860er Jahre für die Kinderschularbeit aus- und kontinuierlich weitergebildet. 1919 eröffnete die Diakonissenanstalt ein „Kleinkinderlehrerinnen-Seminar“, in das auch Nichtschwester aufgenommen wurden. Nach zunächst einjähriger und ab 1925 eineinhalbjähriger Ausbildungszeit legten die Schülerinnen ein hausinternes Examen ab. 1931 kam die Ausbildung zur Betreuung von Hort- und Heimkindern hinzu, 1933 folgte die staatliche Anerkennung der Schule.

Nach der Schließung durch den nationalsozialistischen Staat 1942 öffnete die Diakonissenanstalt unmittelbar nach dem Zusammenbruch 1945 erneut die „Fachschule für

Orten in der Pfalz in den Kinderschulen tätig. Die Diakonissenanstalt baute 1918 ihre Kindergartenarbeit in Speyer durch die Übernahme des Fröbelkindergartens in der Karmeliterstraße aus und eröffnete 1919 ein Kleinkinderlehrerinnenseminar, das Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen ausbildete.

1941 fand die positive Entwicklung der Kinderbetreuung ein vorläufiges Ende. Die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt NSV übernahm die meisten Kindergärten in der Pfalz. Für die Schwestern bedeutete dies zunächst das Ende der Kindergartenarbeit. Viele wurden umgeschult und begannen eine zweite Laufbahn als Krankenschwester.

Schon unmittelbar nach Kriegsende forderten die Gemeinden wieder Kinderschul-schwester an. Von der NSV ausgebildete Erzieherinnen fragten nach einer Zurüstung für die Arbeit und wurden in mehrwöchigen Kursen mit evangelischer Erziehungsarbeit vertraut gemacht.

1959 wurde auf dem Gartengrundstück des Schererstifts ein neues, damals modernes Gebäude gebaut, der Lehrkindergarten am Bartholomäus-Weltz-Platz als Übungskindergarten für das Kindergärtnerinnenseminar, die heutige Fachschule für Sozialwesen. Er feiert im Jahr 2009 seinen 50. Geburtstag. Neben Kindergarten- und Hortgruppen beherbergt er einen Hort für die Betreuung am Nachmittag. Seit 2007 gibt es eine Waldkindergartengruppe.

Dreißig Jahre jünger ist die Kindertagesstätte Rulandstraße, die sich im früheren Kinderheim in unmittelbarer Nähe zum Park des Mutterhauses befindet. Sie betreut Kinder halb- und ganztags. Seit 2006 bietet sie eine Betriebskindergartengruppe mit Öffnungszeiten von 6 bis 21 Uhr an.

Derzeit werden in den Kindergärten der Diakonissen Speyer-Mannheim in Speyer etwa 270 Kinder betreut. ■



Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen“. Sie knüpfte an die alten Traditionen an, bildete im Dritten Reich eingestellte Erzieherinnen fort und entwickelte eine Ausbildung von Erzieherinnen auf christlicher und demokratischer Grundlage. Seither ist der Wandel im Hinblick auf Ausbildungs- und Erziehungsmethoden ein steter Begleiter der Schule. Gesellschaftliche und politische Veränderungen hatten ihre Auswirkungen.

Einschneidende Veränderungen gab es in den letzten Jahren mit der Reform der Ausbildung von Erzieherinnen und Erziehern. An die Stelle des bisherigen Vorpraktikums trat die zweijährige Höhere Berufsfachschule Sozialassistenten. In dieser Ausbildungsphase soll durch eine enge Verknüpfung mit der Praxis in sozialpädagogischen Einrichtungen die Grundlage gelegt werden für die spätere Fachschulbildung. Gleichzeitig wurde in der anschließenden dreijährigen Fachschulbildung der Fachrichtung Sozialpädagogik, die zur staatlich anerkannten Erzieherin, zum staatlich anerkannten Erzieher führt, der Lehrplan umgestaltet und in Modulen organisiert. Es geht darum, zentrale Kompetenzen für Erzieherinnen und Erziehern zu vermitteln. Die frühe Kindheit ist eine wichtige Zeit des Lernens und der Prägung im Leben eines Men-

schen. Darum brauchen wir sehr gut ausgebildete Erzieherinnen und Erziehern. Bildung ist dabei mehr als Wissensvermittlung. Bildung heißt zu lernen, verantwortlich in dieser Welt zu leben, sie als Gottes Gabe wahrzunehmen und darin die eigene Aufgabe zu erfüllen. Darum vermittelt die Fachschule der Diakonissen Speyer-Mannheim nicht nur Wissen und Fertigkeiten, sondern legt auch großen Wert darauf, dass die Erzieherinnen und Sozialassistenten eine gute, positive Einstellung zum Kind entwickeln, in ihrer Persönlichkeitsbildung gefördert werden und Auskunft geben können über ihren Glauben.





Vom Siechenheim zum Altenpflegezentrum

Altenhilfe bei den Diakonissen Speyer-Mannheim

Bis ins 19. Jahrhundert hinein war Alter gleichbedeutend mit Armut. Die Versorgung von Menschen im Alter war nur für die Personen gewährleistet, die nicht durch Krankheit und Tod der Angehörigen alleine standen.

Die Pflege alter und bedürftiger Menschen war seit jeher mit dem im christlichen Glauben verwurzelten Gedanken der tätigen Nächstenliebe verbunden. Ob in Armen- oder Siechenhäusern, die an Klöster angeschlossen waren oder in städtischen Spitälern fanden Hilfsbedürftige Unterkunft. Nur wer gut gestellt war, hatte die Möglichkeit einer ärztlichen Versorgung. Wohlhabende konnten sich durch Kauf von so genannten Pfründen einen Pflegeplatz mit der entsprechenden Versorgung in einem Kloster leisten.

Die alt hergebrachte offene Armenpflege war spätestens Mitte des 19. Jahrhunderts von der auftretenden Massenarmut überfordert. Mit der Entwicklung der Medizin wurden die heilbar Kranken in selbständige Krankenhäuser ausgegliedert. Es wurden Anstalten speziell für Irre, gesunde Alte und Sieche gegründet. Durch das Fehlen einer Sozialversicherung in der Frühphase der Industrialisierung waren von Krankheit oder Arbeitsunfähigkeit Betroffene dem Elend und der Armut ausgeliefert. Als Reaktion auf das Elend vieler alter Menschen bildeten sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts karitative Organisationen.

In diese Zeit fällt die Gründung der Evangelischen Diakonissenanstalt Speyer, zu der von Beginn an auch die Pflege von Menschen im Alter gehörte. Mit der Entwicklung der Gemeindepflegestationen weitete sich die Betreuung alter Menschen aus.

Die stationäre Altenhilfe begann mit dem Bau eines Pfründnerhauses, eines Pflegeheims für alt gewordene Menschen, im

Jahr 1890. Alte Menschen konnten sich in dieses Haus einkaufen, das mit Unterstützung Heinrich Hilgards errichtet und auf seinen Wunsch nach der Frau des damaligen Vorstehers Carl Anton Scherer Wilhelminenstift genannt wurde. 1905 wurde das Richardstift unmittelbar neben dem Gelände, zwischen dem heutigen Werkhof und dem Schulzentrum, angekauft und als Pflegeheim mit elf Zimmern genutzt.

Auch außerhalb Speyers wurden Anfang des 20. Jahrhunderts Grundsteine für die Entwicklung der heutigen Altenpflegezentren gelegt. Bereits 1904 stiftete Familie Wolff in Kirchheimbolanden ihr Anwesen



dem Diakonissenhaus als Erholungsheim Wolffstift für Schwestern und andere Pensiönäre. 1951 ging es in den Besitz der Diakonissenanstalt über und wurde zunächst als Feierabendhaus für Schwestern genutzt. In den 1980er Jahren schließlich entstand dort ein modernes Altenpflegezentrum, das seitdem mehrfach umgebaut wurde. Entsprechend den gesellschaftlichen Entwicklungen und sich wandelnden Ansprüchen an Wohnen und Pflege im Alter wurde die Zahl der Einzelzimmer erhöht, und es entstanden Appartements für das betreute Wohnen.

Auch in Bethesda Landau entwickelte sich die Altenhilfe. Bereits 1919 hatte im Schloss Lachen unter dem Namen Bethesda, Haus der Gnade, die Arbeit mit pflegebedürftigen alten und jungen Menschen begonnen.

1932 siedelte diese Arbeit nach Landau um, zunächst in ein angepachtetes Garnisonslazarett. Später wurden auf einem beim Fort Landau gekauften Gelände eigene Gebäude errichtet. Dort kümmerte man sich nun auch um alte Menschen.

Nach Fertigstellung der Neubauten im Jahr 1980 zog auch die Altenpflegeschule dorthin. Bethesda bietet seitdem die Besonderheit der engen Verbindung von Pflege- und Wohnmöglichkeiten für Menschen im Alter und mit Behinderung, ergänzt durch ein Therapiezentrum und die Fachschule für Altenpflege.

Die im Vergleich dazu jungen Altenhilfeeinrichtungen der Diakonissen Speyer-Mannheim in Speyer und Homburg haben ihre eigene Geschichte.

Das Haus am Schloßberg in Homburg/Saar wurde 1984 fertig gestellt. Es löste das 1959 von der Protestantischen Kirchengemeinde in einem Gebäude der früheren Höfer-Kaserne eröffnete Altenpflegeheim „Haus Abendfrieden“ ab. Neben dem Betrieb des Hauses im Jahr 1984 übernahmen die Diakonissen Speyer-Mannheim 2008 die vollständige Trägerschaft von der Kirchengemeinde Homburg.

Aus dem Konversionsgelände der Normand-Kaserne in Speyer wurde 1999 ein Grundstück erworben. Dort wurde das



Altenpflegezentrum Haus am Gernsberg errichtet. Im Jahr 2000 ging die Einrichtung in Betrieb und konnte mit ehemaligen Bewohnern aus dem Altenpflegezentralkomplex im alten Krankenhaus und aus dem Altenpflegeheim der Dompfarrei in der Engels-gasse, das geschlossen wurde, belegt werden.

Im Jahr 2002 übernahmen die Diakonissen Speyer-Mannheim die Geschäftsbesorgung für das städtische Altenheim der Bürgerhospitalstiftung in Speyer, das 1972 eröffnet worden war. Die Bürgerhospitalstiftung Speyer errichtete einen Neubau nur einige hundert Meter entfernt vom alten Gebäude. Seit seiner Inbetriebnahme 2006 betreiben die Diakonissen

„Mir gefällt an meiner Arbeit besonders der Umgang mit den alten Menschen. Sie sind sehr dankbar und geben viel Freude zurück. ... Außerdem gefallen mir der gut ausgestattete Arbeitsplatz, das vertraute Arbeitsfeld, die netten Kollegen und die mir anvertrauten Menschen. ... Hier herrscht selten Konkurrenzdenken, und auch anders Denkende werden toleriert.“

Mitarbeiter in Bethesda Landau

„Ich arbeite bei den Diakonissen Speyer-Mannheim, weil das Haus einen guten Ruf hat und weil ich schon immer im Altenheim arbeiten wollte. An meiner Arbeit ist mir wichtig, dass die Bewohner gut versorgt sind und das Arbeitsklima stimmt.“

*Auszubildende im Wolffstift
Kirchheimbolanden*



Speyer-Mannheim das Seniorenstift Bürgerhospital.

2005 übernahm die Diakonissenanstalt Speyer im Zuge der Verschmelzung mit dem Diakonissenmutterhaus Mannheim deren 50-prozentige Beteiligung an der SeniorenResidenz Niederfeld in Mannheim, die 1994 eröffnet wurde.

Derzeit betreuen die Diakonissen Speyer-Mannheim in ihren Altenpflegezentren 683 Menschen in der Pflege und bieten 398 betreute Wohnungen an.

Altenpflegeschule Bethesda Landau

Seit 1973 bilden die Diakonissen Speyer-Mannheim Fachpersonal in der Altenpflege aus. Die Ausbildung zum Altenpfleger wurde erst 1969 durch eine Prüfungsordnung geregelt, so dass ein Berufsbild für diesen neuen, sozialpflegerisch orientierten Beruf entstand. Die Altenpflegeschule in Bethesda Landau war die erste evangelische Altenpflegeschule in Rheinland-Pfalz. Zunächst fand der Unterricht in angemieteten Räumen des Gemeindehauses bei der Stiftskirche in Landau statt, mit der Neugestaltung von Bethesda 1980 zog die Schule in ein eigenes Gebäude auf dem Gelände um.

Derzeit beginnen in der staatlich anerkannten Fachschule für Altenpflege jährlich 60 Schülerinnen und Schüler ihre Ausbildung, 25 von ihnen absolvieren eine einjährige Ausbildung in der Altenpflegehilfe.

Ehrenamtlich für andere da

– In den Einrichtungen der Diakonissen Speyer-Mannheim engagieren sich insgesamt mehr als 300 Menschen ehrenamtlich und sind in ihrer Freizeit für andere Menschen da. Das betrifft etwa die ehrenamtlich Mitarbeitenden in den Alten- und Pflegeeinrichtungen sowie im Krankenhaus oder die ehrenamtlichen Hospizbegleiterinnen.



In den Altenhilfeeinrichtungen der Diakonissen Speyer-Mannheim sind derzeit über 120 Menschen tätig, die mit Bewohnern singen und basteln, Geschichten vorlesen, Spaziergänge machen, Rollstuhlfahrten übernehmen oder einfach „nur“ zuhören.

Andere freiwillige Helferinnen gehören zu den Grünen Damen, die in erster Linie im Krankenhaus aktiv sind. Dort stehen sie für Gespräche zur Verfügung, bieten Hausaufgabenhilfe in der Kinderklinik an oder leisten praktische Hilfe, indem sie Patientinnen und Patienten, die ihr Bett nicht verlassen können, Tageszeitungen, Telefonkarten und ähnliches besorgen.

Aus dem Alltag von Bewohnern und Patienten sowie Mitarbeitenden sind die ehrenamtlich Helfenden nicht mehr wegzudenken. Sie tragen mit dazu bei, dass die Diakonissen Speyer-Mannheim ihrem Anspruch gerecht werden, in der Tradition der Diakonissen umfassende Hilfe anzubieten.

Hilfe für Menschen mit Behinderung – vom Heim bis zur Werkstatt

Diakonissen aus Speyer betreuten bereits 1906 das Mädchenasyl in Speyerdorf und das Fürsorgeheim in Lachen, die sich damals noch in Trägerschaft des Landesvereins für Innere Mission befanden. 1919 übernahm die Diakonissenanstalt das Schloss in Lachen, Fürsorgeheim für Mädchen, um dort eine Pflegeeinrichtung für Menschen mit Behinderung einzurichten.

Bis dahin lebten Kinder mit Behinderung im Speyerer Kinderheim, allerdings erforderten Platzmangel und unterschiedliche Ansprüche von Kindern mit und ohne Behinderung die Gründung eines „Blödenheims“, so die damalige Bezeichnung in Übernahme der staatlichen Gesetzessprache. Das Haus wurde gleich nach der

Übernahme in Bethesda, Haus der Gnade, umbenannt. Bethesda heißt im Johannesevangelium, Kapitel 4, der Teich, an dem Kranke auf Heilung warten.

Nach wenigen Monaten zerstörte ein Großbrand das Lachener Schloss. Menschen kamen zwar nicht zu Schaden, da aber für den Wiederaufbau das Geld fehlte, mussten die meisten der betreuten Kinder wieder nach Speyer oder in die Arbeiterkolonie Schernau umziehen. Auch in den folgenden Jahren scheiterte das Vorhaben des Wiederaufbaus an den hohen Kosten. Erst 1927 konnte die Arbeit in einer Holzbaracke in Lachen fortgesetzt werden. Der Platz wurde jedoch schnell zu eng für die gebrechlichen und pflegebedürftigen Menschen im Alter und die nur bedingt bildungsfähigen Kinder.

Im Jahr 1932 pachtete die Diakonissenanstalt für fünf Jahre das frühere Garnisons-



Hilfe für Menschen mit Behinderung



Bethesda Landau 1956

„Als ich noch ziemlich neu in der Gemeinde war, erging eines Tages die Bitte an mich, eine erkrankte Lehrkraft zu vertreten. Es ging um Religionsunterricht in einer Gruppe von behinderten Kindern. Das war für mich neu und ungewohnt. Aber ich versuchte es. Zu meiner größten Überraschung machten die Kinder mit, jedes auf seine Art. Ich freute mich auf jede neue Stunde, die Kinder ebenso. Als unsere letzte Stunde kam, waren wir alle sehr traurig und es gab viele Abschiedstränen. Ich war Gott sehr dankbar für dieses unvergessliche Hindurchhelfen.“

*Diakonisse
Annelotte Welker*

lazarett in Landau mit der Aussicht auf einen späteren Kauf. Noch im Sommer zogen 90 Bewohner nach Landau. Von da an stieg die Zahl der Pfleglinge bis zum Jahr 1936 auf 315 an. Doch das Dritte Reich erhob seinen Anspruch auf das Garnisonsgebäude, sodass auf einem beim Fort in Landau gekauften Gelände ein Neubau errichtet wurde. Das 1937 eingeweihte Gebäude bot Platz für 200 pflegebedürftige Frauen und Männer, alte und junge, für familienähnliche Gruppen arbeitsfähiger Pfleglinge, für Epileptiker, körperlich und geistig behinderte Menschen, für die so genannten Halben Kräfte, die in Hausarbeit und Landwirtschaft nach dem Maß ihrer Kräfte mithalfen, für Paralytiker und für aus psychiatrischen Kliniken Entlassene.

Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges brachen auch für Bethesda schwierige Zeiten an. Die 270 „Pfleglinge“ wurden bis 1942 nach Norddeutschland evakuiert, 1945 kamen bei Fliegerangriffen zwei Schwestern und 53 Bewohnerinnen und Bewohner ums Leben.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde ein neues Kinderpflegeheim auf dem Gelände von Bethesda in Landau errichtet und 1957 eingeweiht. Das Kinderpflegeheim bot 40 behinderten Kindern und 40 Halben Kräften in Zwei- und Vier-Bett-Zimmern Platz und stellte viele Beschäftigungsräume bereit.

1974 begann eine umfassende Um- und Neubaumaßnahme in Bethesda: Unter Einbeziehung des bisherigen Pflegeheims sollte ein modernes Zentrum für alte und behinderte Menschen entstehen. Im Bereich für Menschen mit Behinderung entstanden kleine Wohngruppen und Bungalows in enger Verbindung zum Therapiezentrum und dem Bereich für ältere Menschen.

Der erste Teil konnte 1976 bezogen werden, 1980 wurde das gesamte neu gestaltete Diakoniezentrum Bethesda in Landau in Dienst gestellt: ein kleines Gemeinwesen am Rand des Zentrums von Landau gelegen, mit Bezügen zur Stadt und zum Umland, eine Heimat für 340 alte Menschen und Menschen mit Behinderung. Seine Gestalt hat es seither behalten, sich aber konzeptionell weiterentwickelt, dem Bedarf der Zeit und den sozialpolitischen Anforderungen entsprechend.

Die bleibende Aufgabe der Einrichtung liegt darin, die Selbständigkeit der Bewohnerinnen und Bewohner zu fördern, zu erhalten und auszubauen. Die Wahl eines Heimbeirats, Assistenzangebote und die Öffnung der Cafeteria für Besucher helfen die Selbständigkeit und Integration der Menschen mit Behinderung und Menschen im Alter in Bethesda zu fördern.



Betreuung von Menschen mit Behinderung in den Baracken in Lachen, 1927



Der Bereich für Menschen mit Behinderung bietet derzeit in 16 Wohngruppen aller Altersstufen 170 Plätze für geistig und mehrfach behinderte Menschen. In den letzten Jahren bietet das Konzept ambulant betreuten Wohnens Menschen mit Behinderung die Möglichkeit, ein weitgehend selbständiges Leben in einer eigenen Wohnung zu führen. Unterstützt werden sie

durch Betreuerinnen und Betreuer aus Bethesda.

Seit 2008 kooperiert Bethesda in Landau eng mit einer der jüngsten Einrichtungen der Diakonissen Speyer-Mannheim, der Maudacher Werkstatt in Ludwigshafen. Die Arbeit in der Werkstatt für Menschen mit Behinderung wurde 1998 begonnen. Die Werkstatt stellt in den Bereichen Fertigung, Druck und Büro, Hauswirtschaft und Gartenbau inzwischen mehr als hundert Arbeitsplätze zur Verfügung, neuerdings auch in einer Außengruppe in Speyer.

Die Maudacher Werkstatt bietet ein bedarfsorientiertes und differenziertes Angebot der beruflichen Bildung, Arbeitsplätze und umfangreiche Förderungs- und Betreuungsleistungen. Sie stellt Menschen, die mit ihren individuellen Einschränkungen auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt nicht mehr oder noch nicht beschäftigt werden können, eine angemessene berufliche Bildung und Beschäftigung sowie ein angemessenes Arbeitsentgelt bereit. Arbeitsbegleitende Maßnahmen und Gespräche sind Bestandteile der beruflichen und sozialen Eingliederung in die Gesellschaft. Der Sozialdienst hält den Kontakt mit den Eltern und die Kommunikation nach drinnen und draußen. ■

„Ich arbeite bei den Diakonissen Speyer-Mannheim, weil ich gern im Team arbeite, besonders für alte und behinderte Menschen da sein möchte, meine Arbeit abwechslungsreich und vielschichtig ist, ich mich mit dem Haus und der Arbeit identifiziere, weil ich hier ein kollegiales Umfeld vorfinde, meine Ideen umsetzen und entsprechend meinen Fähigkeiten arbeiten kann – und weil die Diakonissen Speyer-Mannheim ein sicherer Arbeitgeber sind und ich immer mein Geld bekomme.“

Mitarbeiter in
Bethesda Landau





Diakonissen gestern, heute – und morgen

Die Entwicklung der weiblichen Diakonie im 19. Jahrhundert ist verwoben mit dem Leben von Amalie Sieveking. „Die Seele der Barmherzigkeit ist die Barmherzigkeit der Seele“, lautete ihr Wahlspruch. Ihr Name steht für humanitäre Arbeit und christliche Liebestätigkeit. Eine hohe Achtung vor aller sozialen Arbeit und Zuwendung war ihr eigen, doch Grund und Motivation war die Liebe zu Gott und Christus.

In eine Zeit der Entfaltung und Neuorientierung unserer Gesellschaft hinein, die Anfang des 19. Jahrhunderts von den zwei gegensätzlichen Strömungen des Idealismus und der Erweckung geprägt war, lässt Pfarrer Theodor Fliedner in Kaiserswerth am Niederrhein einen völlig neuen, außergewöhnlichen Aufruf ergehen: Unverheiratete evangelische junge Frauen mit Hilfs- und Dienstbereitschaft um Christi willen werden gesucht, um so der sozialen Not im Land zu begegnen!

Vorangegangen waren Kollektenreisen Fliedners durch Westeuropa mit dem Gedanken, in Anlehnung an das Ordensmodell des Vincent von Paul evangelische Schwestern für den Dienst an Kranken, Kindern, Armen und Entrechteten zu gewinnen.

Der Dienst der ersten Diakonissen 1836 ließ Kaiserswerth zur Wiege der Mutterhausdiakonie werden. Mutterhäuser entstanden in Deutschland, in weiteren europäischen Ländern und zunächst in Nordamerika.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts war die Pfalz geprägt von sozialer Not und wachsender Entkirchlichung. Die Industrialisierung hatte nur punktuell gegriffen. Äußerer Anlass zur Gründungsüberlegung waren hier entscheidend Seuchen, die über Speyer hereinbrachen. 1859 schließlich wurde das Diakonissenmutterhaus Speyer, 1884 das Mannheimer Diakonissenmutterhaus, gegründet.

Die drei Konstitutiva christlicher Gemeinde und Kirche: martyria – Zeugnis, koinonia –



Gemeinschaft und diakonia – Dienst waren von Anfang an wesentliche Elemente des Diakonissengedankens.

Die biblische Botschaft zu hören und zu verinnerlichen ist bis heute Grundlage und Mitte aller diakonischen Arbeit geblieben. Gebet, Gottesdienst und gelebte Gemeinschaft bilden die Basis, um dann zu den Menschen zu gehen. Pflege, Erziehung und Ausbildung sind sozusagen die drei

Säulen der Speyrer und Mannheimer Mutterhausdiakonie, die entscheidend geblieben sind für die Weiterentwicklung des Gesamtwerkes als Diakonissenanstalt. Immer war man bestrebt, auf Fragen und Nöte der Zeit mutig und innovativ zu reagieren. Aufgabenfelder haben sich gewandelt und erweitert. Manche Aufgaben konnten getrost in andere Hände übergeben werden. Neue Herausforderungen wurden als Möglichkeit diakonischen Engagements entdeckt.

Christus spricht: Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.

Matthäus 25,40

Hauspruch des Speyrer Diakonissenhauses

Lasset uns lieben, denn er hat uns zuerst geliebt.

1. Johannes 4,19

Hauspruch des Mannheimer Diakonissenhauses

Bei allem Wandel und in allen Weiterentwicklungen ist der Auftrag derselbe geblieben: im Namen Jesu zu den Menschen zu gehen!

Oder um es mit dem Hauspruch unseres Mutterhauses zu sagen, der uns erinnert: *Christus spricht: Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan! (Matthäus 25,40)*

Glaubens-, Lebens- und Dienstgemeinschaft verbinden uns. Der Gemeinschaftsgedanke gerade bei einer kleiner werdenden Zahl von Diakonissen, doch mit einer wachsenden Zahl Diakonischer Schwestern und Brüder wie auch von Mitarbeitenden im Haupt- und Ehrenamt, bleibt entscheidend.

Neue liturgische Formen, Bildungsaufträge, die etwas transparent werden lassen von den Anfängen der Kirchen- und Diakoniegeschichte und gelebtem Glauben, wie auch der Komunitätsaspekt sind neu wichtig geworden. Sich miteinander in einer Zeit zunehmender Säkularisierung und Individualisierung auf mehr geistliches gemeinsames Leben zu besinnen ist ein



Mitglieder der Diakonischen Gemeinschaften 2009

Vorrecht, das nicht dem Selbstzweck dient, sondern zur Vergewisserung des diakonischen Auftrags sowie des eigenen Lebens und Glaubens beiträgt!

Dabei den Raum zu entdecken, der in der Ökumene offensteht, um in „versöhnter Verschiedenheit“ Menschen zum Leben im Glauben und aus dem Glauben heraus zu ermutigen, verbindet miteinander. Beziehung wächst bereichs- wie einrichtungsübergreifend und schafft ein helfendes Netzwerk. Hier geschieht Vergewisserung durch Gemeinschaft – ein bleibender Auftrag, den Jesus selbst seiner Gemeinde gegeben hat!

Mehr denn je wird heute gefragt, inwieweit Mutterhausdiakonie noch eine Existenzberechtigung hat. Neu ist diese Frage keineswegs. Bereits 1975 betonte der damalige Präsident des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche in Deutschland, Theodor Schober, dass die Mutterhausdiakonie stets nur eine Möglichkeit neben anderen ist, dem Dienstauftrag Christi zu genügen.

Die Begründung der Existenzberechtigung ist für mich im Blick auf die menschliche Not gegeben. Immer sind wir gefragt, für leidende und benachteiligte Menschen einzutreten. Das Großartige und Überzeugende in der Geschichte der Mutterhausdiakonie ist von jeher die Reaktion in Wort und Tat auf die Not der jeweiligen Zeit gewesen.

Als wachsendes Sozialunternehmen unserer Zeit sollen wir den Blick nach vorne ausrichten. Aufbauen dürfen wir auf dem, was andere vor uns als Grundstock gelegt haben. Vergessen wir sie nicht, die Väter und Mütter des Glaubens!

Weiterentwickeln können wir mit Liebe und Kreativität, was uns anvertraut ist, doch das im Bewahren und Bewusstsein des Segens einer langen und traditionsreichen Geschichte unserer Mutterhausdiakonie und einer hohen Kultur des Helfens.

Mitten in allen Veränderungen, in die wir gestellt sind, ist und bleibt Diakonie Wesensäußerung der Kirche und somit aller christlichen Gemeinschaft.

Mit Stolz berichtet Fliedner bereits bei der Gründung der aller Diakonissenmutter-

häuser zusammenführenden Kaiserwerther Generalkonferenz 1861, dass das Diakonissenamt sein Licht leuchten lässt in fast alle Länder der evangelischen Christenheit. Als 1916 im Ersten Weltkrieg der Kaiserwerther Verband gegründet wird, wird Mutterhausdiakonie bereits in Vielfalt und unterschiedlicher Ausprägung im In- und Ausland gelebt.

Einen Neuanfang braucht die Mutterhausdiakonie nicht. Der Auftrag bleibt derselbe!

Formen und Ausdrucksweisen allerdings verändern sich. Und das ist gut so, weil Leben niemals Stillstand bedeuten kann.

Nicht zuletzt durch Impulse aus Skandinavien stehen heute Frauen wie Männern mehr denn je alternative Lebensformen auch und gerade in der Mutterhausdiakonie offen.

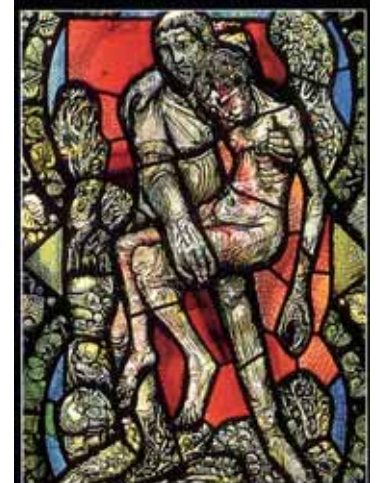
Von Helmut Bornhack stammt der schöne Satz, dem auch Schwester Ruthild Brakemeier aus Brasilien in ihrer Publikation „Die Mutterhäuser und ihr Weg in die Zukunft“ im Jahr 2002 einen besonderen Stellenwert zumisst:

Gott hat die Wiesen und die Diakonie bunt gemacht.

Ob das Wort Diakonisse einmal durch ein anderes ersetzt werden wird oder ob das Mutterhaus, das Heimatort und geistliches Zentrum der Gemeinschaften ist, einmal einen anderen Namen erhält, sollte uns nicht existenziell beschäftigen. Entscheidend bleibt, dass Gott uns seinen Segen nicht entzieht!

Solange wir als lebendige Gemeinschaft miteinander unterwegs bleiben und einen Ort haben, an dem das Gebet nicht verstummt und Diakonie wie Ökumene gelebt und gefördert werden, wird es uns geben. Dazu ermutigen mich die Worte der Schwesternkommunität Reuilly in Frankreich:

Man holt die vergangene Zeit nicht wieder ein, man löscht auch Fehler nicht aus. Einzig der Herr schenkt uns sein Heute wie ein sehr teures Geschenk, um darin alles zu hoffen. ■



Die Fenster der Speyerer Mutterhauskapelle zeigen die sechs Werke der Barmherzigkeit, Matthäus 25,31–46

Diakonisse Isabelle Wien

Das Mutterhausarchiv – Gedächtnis von den Anfängen bis in die Gegenwart



Einen Eindruck der Geschichte der Diakonissen vermitteln seit 2009 Dokumente, Objekte, Trachten und vieles mehr in einer Ausstellung im Mutterhaus.

– Unser Krankenpflegeverein wird demnächst 125 Jahre alt, haben Sie Unterlagen, mit denen wir eine Festschrift verfassen können? Die Öffentlichkeitsarbeit der Diakonissen Speyer-Mannheim benötigt Fotomaterial für einen Vortrag. Die Fachhochschule Ludwigshafen möchte einen Seminarschwerpunkt zum Thema Krankenpflege im 19. und 20. Jahrhundert gestalten. Unsere Urgroßtante war Diakonisse in Speyer, haben Sie ein Foto von ihr? Dies ist nur eine kleine Auswahl der Anliegen, die an das Archiv des Speyerer Mutterhauses herangetragen werden. Hinzu kommen Bitten um Registraturberatung für einzelne Abteilungen und gezielte Fortbildungseinheiten zu Fragen der Arbeitsplatzorganisation und Schriftgutverwaltung.

Das Mutterhaus der Diakonissen Speyer-Mannheim ist sich der Bedeutung seiner Vergangenheit für die Gegenwart stets bewusst gewesen. Das wird etwa an dem sorgfältigen Umgang mit den zahlreichen Briefen, Fotos, Zeitschriften und anderen Erinnerungsstücken deutlich. Das Mutterhaus hat überdies Archivräume eingerichtet, damit die Überlieferung gut und sicher aufbewahrt werden kann. Das Mutterhausarchiv wird seit 1993 von Gabriele Stüber und Melani Rodach betreut. Inzwischen sind fast 850 Kartons mit Unterlagen gefüllt, die bis in die Gründungszeit der Anstalt zurückreichen. Würde man alle diese Kartons nebeneinanderstellen, ergäbe sich eine geschichtsträchtige Strecke von 102 Metern. In der Überlieferung gibt es keine Lücken durch Kriegsverluste oder schlechte Lagerungsbedingungen.

Das Schriftgut setzt sich aus Verwaltungsakten zusammen, aus der Korrespondenz mit den Stationen und den Personalakten der Diakonissen und Verbandsschwestern. Hinzu kom-

men Broschüren und Druckschriften. Außerdem sind zahlreiche Unterlagen zu den Einrichtungen auch außerhalb von Speyer vorhanden. Selbstverständlich liegt eine geschlossene Serie der Zeitschrift Phöbe vor, die 1880 erstmals erschien. Auch der Diakonissenkalender ist vollständig überliefert. Die Schwesternbriefe, das heißt die Briefe der Hausgeistlichen an die Diakonissen, sind lückenlos vorhanden.

Die ältesten Schriftstücke stammen aus dem Jahre 1855, als sich unter der Leitung des Speyerer Dekans Ludwig Ney ein provisorischer Ausschuss „zur Gründung eines Diakonissenhauses zum Behufe der Krankenpflege“ konstituierte. Das Protokollbuch aus jener Zeit belegt den mühevollen Weg bis zur Einweihung des ersten Diakonissenhauses 1859. Die Schwesternbücher geben Auskunft über Eintrittsdatum und Werdegang jeder Diakonisse und Verbandsschwester. Das umfangreiche Schriftgut der Stationen spiegelt die Entwicklung der Mutterhausdiakonie beeindruckend wider, auch mit allen Problemen, die sich im Zusammenwirken von Menschen stets ergeben. Viele Papiere waren als loses Schriftgut, das heißt ohne erkennbaren Zusammenhang, erhalten. Die Grenzen zwischen privaten Unterlagen mit Nachlasscharakter und Verwaltungsschriftgut sind – gerade bei den Akten der Vorsteher Scherer, Krieg, Bauer und Theysohn und der langjährig wirkenden Oberschwester Else Krieg – fließend.

Archivarbeit ist immer auch auf das Wissen derer angewiesen, die mit den Akten gearbeitet haben oder die Zusammenhänge und die handelnden Personen kennen. Insofern waren die Auskünfte von Schwester Ilse Wendel, Schwester Käthe Müller und anderen Schwestern eine wertvolle Unterstützung bei der Erschließung von nunmehr 150 Jahren di-

akonischen Wirkens in seinen vielfältigen Erscheinungsformen. Neben der Arbeit in den Stationen und den Einrichtungen des Mutterhauses werden die Einbettung der Anstalt in den Kaiserswerther Verband deutscher Diakonissen-Mutterhäuser, der Kontakt zu anderen Mutterhäusern sowie die aufreibende und bedrückende Kriegs- und Nachkriegszeit beider Weltkriege sichtbar. Eine Besonderheit des Mutterhausarchivs ist, dass die „große Geschichte“ hier im kleinen, überschaubaren Bereich sichtbar wird. Im Vordergrund steht immer die Arbeit am Menschen und damit das gelebte Bekenntnis.

Nach dem Zusammenschluss der Mutterhäuser Speyer und Mannheim wurden auch die Akten aus Mannheim, soweit diese nach den Brandverlusten des Zweiten Weltkriegs noch vorhanden waren, in das Mutterhausarchiv übernommen.

Das Speyerer Archiv ist neben dem der Fliedner-Kultur-Stiftung in Kaiserswerth das einzige Mutterhausarchiv, das sorgfältig erschlossen und für Verwaltung und Öffentlichkeit zugänglich ist. Die Archivalien werden in der Regel im Lesesaal des nahe gelegenen Zentralarchivs der Landeskirche eingesehen. Fotos werden digital zur Verfügung gestellt. Die Fotoverzeichnung ist mittlerweile auch im Internet zugänglich.

Wer wissen will, wo er hingehört, muss sich vergegenwärtigen, wo er herkommt. Das Mutterhaus Speyer hat seit seiner Gründung immer wieder Umbruchzeiten bewältigen müssen. Die Identität der Mutterhausdiakonie und die Tradition des diakonischen Wirkens seit 1859, wie sie sich im Mutterhausarchiv niederschlagen, bieten zweifellos hilfreiche Wegmarken bei der Verortung in dem sich heute entwickelnden „Sozialmarkt“ in Deutschland.



Die Jubiläen wurden mit einem zentralen Festakt und einem Jahresfest mit Tag der offenen Tür am ersten Septemberwochenende gefeiert.

„Ihnen allen gratuliere ich zu diesem besonderen Jubiläum. Sie haben durch Ihre jahrzehntelange, unermüdete, wertvolle Arbeit dazu beigetragen, dass dieses Fest stattfindet. Dafür ein herzliches Dankeschön!“

Eine Gratulantin in einem Brief an die Schwesternschaft



„Wir haben nicht immer Festtag; wir sind nicht aller Tage in fröhlicher Stimmung. Gerade der Alltag lässt uns erfahren, was Liebe-üben heißt. Ja, oft müssen wir Liebe üben. Doch gerade deshalb haben wir Grund zum Feiern. ... So wünschen wir Ihnen noch viele frohe, festliche Stunden mit wohltuenden Begegnungen!“

Diakonisse Ruth Fässi, Diakonissenhaus Bern



„Ich wünsche den Diakonissen Speyer-Mannheim eine gedeihliche Zukunft, in der die Tradition der Pflege in Gemeinschaft, für die der Kaiserswerther Verband steht, weiterentwickelt und gepflegt werden kann.“

Pfarrer Stephan Zilker, Vorstandsvorsitzender des Ev. Diakoniewerks Schwäbisch Hall in einem Grußwort für den Kaiserswerther Verband



Einrichtungen der Diakonissen Speyer-Mannheim

(Stand: Dezember 2009)

Diakonissen Speyer-Mannheim

- Mutterhaus
- Diakonische Gemeinschaften
- Verwaltung
- Ambulante Pflege

Diakonissen-Stiftungs-Krankenhaus Speyer

Hospiz im Wilhelminenstift Speyer

Kinder- und Jugendhilfe

- Kinder- und Jugendhilfe Speyer und Westpfalz-Haardt
- Lehrkindergarten und Kinderhort Bartholomäus-Weltz-Straße, Speyer
- Kindertagesstätte Rulandstraße, Speyer

Bildungszentrum Speyer

- Fachschule für Sozialwesen
- Pflegerische Schulen
- Hebammenschule
- Fort- und Weiterbildung

Haus am Germansberg Speyer

- Altenpflegezentrum und Betreutes Wohnen

Seniorenstift Bürgerhospital Speyer

- Altenpflegezentrum und Betreutes Wohnen

Bethesda Landau

- Altenpflegezentrum und Betreutes Wohnen
- Altenpflegeschule
- Hilfe für Menschen mit Behinderung
- Therapiezentrum

Wolffstift Kirchheimbolanden

- Altenpflegezentrum und Betreutes Wohnen

Haus am Schlossberg Homburg

- Altenpflegezentrum und Betreutes Wohnen

Maudacher Werkstatt Ludwigshafen

- Anerkannte Werkstatt für Menschen mit Behinderungen

Diakoniekrankenhaus Mannheim

(gemeinsam mit Heinrich-Lanz-Stiftung und
Universitätsmedizin Mannheim/Klinikum Mannheim)

Seniorenresidenz Niederfeld Mannheim

- Altenpflegezentrum und Betreutes Wohnen
(gemeinsam mit Theodor-Fliedner-Stiftung)



